

RÜCKBLICK

2/2004 Glaube und Gemeinde im Spiegel der Geschichte

Inhalt

Zeige mir deinen Glauben 2
Johannes Dyck

VOR 500 JAHREN

Dirk Philips (1504-1568), der bedeutendste Mitarbeiter von Menno Simons 8
nach Jacobus ten Doornkaat Koolman

Von der Sendung der Prediger oder Lehrer 10
Dirk Philips

VOR 200 JAHREN

Das Bildungswesen der Mennoniten in Russland seit ihrer Einwanderung 12
Dr. Gerhard Hildebrandt

VOR 100 JAHREN

Die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1903 unter uns Mennoniten 18
H. Janzen, aus dem Mennonitischen Jahrbuch 1903

VOR 75 JAHREN

Über meinen Vater Bernhard Bergen 21
Franz Bergen

Herausgegeben vom Verein zur Erforschung und Pflege des Kulturerbes des russlanddeutschen Mennonitentums e.V.

DER ANKER war ein Symbol der Hoffnung und des Glaubens für die Mennoniten Russlands



Wie weit zurück reicht unsere Geschichte? Wenn Geschichte so weit in die Vergangenheit zurückreicht, wie unser Gedächtnis es tut, dann reicht sie bis zu unseren Eltern, Großeltern oder sogar Urgroßeltern – falls wir welche hatten und sie kannten. Unsere Geschichte setzt sich zusammen aus dem, was sie uns erzählt haben. Damit werden ihre Erlebnisse auch zu unserer Geschichte. Die Schilderungen unserer Eltern klingen in unserem Ohr, auch wenn sie längst in der Ewigkeit sind.

Das geschriebene Wort reicht viel weiter in die Vergangenheit als das gesprochene. Dadurch öffnet sich uns ein Fenster in eine Welt, von der uns niemand mehr aus eigener Erfahrung erzählen kann. Unsere Vorfahren haben öfter zur Feder gegriffen, als man zunächst annehmen würde. Auch ihre Werke gehören in unsere Geschichte.

Schließlich gehört zu unserer Geschichte das, was unsere Vorfahren über Generationen geprägt hat. Diese Prägung behält ihre Wirkung auch heute – auch wenn wir uns dessen nicht immer bewusst sind.

Diese Ausgabe bietet Ihnen eine Antwort auf die eingangs gestellte Frage und lädt Sie ein, die Geschichte unseres Glaubens und unserer Glaubensgemeinschaft möglichst weit zurück zu verfolgen.



Der Glaube an Gott ist vielschichtig und vielfältig, wie es auch die weite Welt des Christentums ist. Von der Bibel aus kann diese Mannigfaltigkeit des Glaubens nicht erklärt werden – schließlich hat jede christliche Glaubensrichtung und Glaubensfärbung einen eigenen Bezug zur Bibel. Die Vielförmigkeit kann nur von der Geschichte aus dargelegt und erklärt werden. Auch unser Glaube ist tief in der Geschichte verankert.

Zeige mir deinen Glauben!

Jakobus 2,18

Der Glaube einer Person ist individuell. Zuversicht und Hoffnung, Überzeugung und Beharren sind schließlich Herzenssache. Der persönliche Glaube entsteht aber nicht auf einer leeren Stelle. Er wird stark beeinflusst von der eigenen Glaubensgemeinschaft und deren Weg.

Hier wird versucht, die Entfaltung des Glaubens zu beschreiben, den die Mennoniten vor zwei Jahrhunderten nach Russland gebracht haben. Es ist eher die Schilderung eines gewissen von vielen geteilten Ist-Zustandes als die Festlegung eines Soll-Wertes. Sie erfolgt aus der Sicht einer Person, deren Glaube zwei Jahrzehnte in der Sowjetunion geprägt worden ist und die durch den Umzug nach Deutschland vor 15 Jahren gewissen zeitlichen Abstand glaubt gewonnen zu haben, der notwendig ist, um Dinge aus einer historischen Perspektive betrachten zu dürfen.

1. Jesus Christus – der Grund des Glaubens

Der Grund unseres Glaubens ist unser Herr Jesus Christus: „Einen andern Grund kann niemand legen als den, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus“ (1. Kor 3,11). Jesus Christus ist der Anfänger und Vollender unseres Glaubens. Durch den Reichtum seiner Gnade haben wir Erlösung, Vergebung der Sünden und ewiges Heil.

Jesus Christus ist Gott. Wir wissen, dass unsere Erkenntnis Gottes immer Stückwerk bleiben wird. Trotzdem versuchen wir ihn zu begreifen – über unseren Verstand oder auch unser Herz. Da Gott Geist ist, liegt der beste Weg zur Erkenntnis Gottes durch das Gebiet des Geistes, auf dem innige Gefühle und fundiertes Wissen erst zu ihrer wahren Bedeutung kommen und durch den Glauben befruchtet werden. Der Glaube bekommt auf diese Art eine Stimme durch Glaubensbekenntnis und Katechismus, Gebet und Lied. Wahrer Glaube ist Angelegenheit des Geistes.

Glaube erhält geistliche Gestalt mit einer neuen Geburt aus Wasser und Geist, nach dem Wort von Jesus Christus. Damit ist Glaube weitaus mehr als nur eine persönliche Beziehung zu Gott. Er wird zum wichtigsten Merkmal des neuen Lebens im Geist.

Durch diesen lebendigen Glauben kann Jesus in uns immer mehr an Gestalt gewinnen. Dadurch wird eines

der wichtigsten Vorhaben Jesu mit uns erreicht – unsere Umgestaltung in sein Bild. Damit wird Jesus Christus zum Maß unseres Glaubens und Lebens. Unser Glaube trägt sehr persönliche Züge und hat gleichermaßen präzise bestimmte Inhalte.

Glaube lebt vor allem in der Gegenwart, nicht nur in der Vergangenheit.

2. Die Heilige Schrift – die Quelle des Glaubens

Mit weiten Teilen des Christentums ist man einig, dass die Heilige Schrift, und nur sie, zeigt, wie unser Herr ist, und dadurch unseren Glauben bestimmt. Wir glauben, dass sie von Gott eingegeben ist. Darin besteht ihre besondere und einzigartige Bedeutung für uns. Unser Bekenntnis ist begründet in den Büchern des Alten und Neuen Testaments. Alles, was nicht der Schrift entnommen werden kann, lehnen wir ab.

Zusammen mit unseren Vorfahren lehnen wir alles ab, womit die Kirche die biblische Lehre zuerst ergänzte und danach ersetzte. Unsere Vorfahren bezahlten ihre Treue zur Bibel mit ihrem Leben. Heute lehnen wir Glaubensinhalte und Glaubenspraktiken ab, die durch das sogenannte prophetische Wort und nicht von der Schrift kommen. Dadurch grenzen wir uns u.a. von charismatischem Gedankengut oder Lehren ab, die auf Menschenworten aufbauen. Wir schenken der Bibel uneingeschränkt Glauben und Vertrauen, auch wenn sie für manche als überholt gilt und abgelehnt wird.

Die Schrift kommt erst durch das Forschen in ihr und durch das Leben gemäß ihrer Lehre zur Geltung. Deshalb ist die Bibel in unserer Muttersprache für uns das wertvollste Buch. Ausgerechnet dieses Buch wurde vom Feind in erster Linie vernichtet. Es hatte in unserer Geschichte immer eine besondere Stellung. Unseren Müttern und Vätern, Großmüttern und Großvätern dienten auswendig gelernte Verse aus der Bibel als größter Trost in Zeiten der Verfolgung. Die ersten Geschichten, die wir von unseren Müttern hörten, waren aus der Bibel. Sie wurde gelesen zu Hause in Hausandachten und in der Stillen Zeit.

Die Bibeln, die von unseren Eltern und Großeltern nach dem II. Weltkrieg in Russland gelesen wurden, wurden aus den 1920er Jahren hindurchgerettet, hatten gotische Schrift und machten einen zerlesenen

Titelseite: Monument, eingeweiht am 6. Juni 2004 anlässlich des 200-jährigen Jubiläums der mennonitischen Molotschna-Kolonie

Eindruck. In den 1960er Jahren kamen durch Bemühungen von Missionsgesellschaften wie „Licht im Osten“ und Personen wie Arpad Arder aus Estland und vielen opferbereiten Geschwistern in Ländern wie der DDR oder Rumänien die ersten fabrikneuen deutschen und russischen Neuen Testamente und Bibeln in die Sowjetunion. Später wurden sie im Lande in geheimen Druckereien nachgedruckt, aus dem Ausland eingeschleust oder auch auf offiziellem Wege eingefahren.

Der Umgang mit der Bibel hat in unserer Glaubenstradition eine Besonderheit. Das Forschen in der Schrift war vor allem Angelegenheit der Gemeinde und nicht nur Gegenstand persönlicher Frömmigkeit. An diesem gemeinsamen Forschen in der Schrift in den längst zur Tradition gewordenen Bibelstunden beteiligte sich die gesamte Gemeinde und nicht nur Theologen. Das gemeinsame Hören auf die Schrift setzte ein gemeinsames Bibelverständnis der Gemeindeglieder voraus.

Auf diese Art blieb die Bibel im Mittelpunkt des Glaubens und des Gemeindelebens.



Täuferischer Prediger aus dem 18. Jahrhundert

3. Der Glaube in den ersten Jahrhunderten nach Christus

Die Geschichte des Glaubens in den ersten Jahrhunderten nach Christus lebt in unserem Bewusstsein eher im Hintergrund, hat aber wichtige Spuren hinterlassen. Zu den bedeutendsten gehören wohl die Herausbildung des Kanons der Heiligen Schrift und die Formulierung von Glaubensbekenntnissen.

Der Kanon, also die Festlegung der einzelnen zur Bibel gehörender Bücher, wird von uns bis heute beachtet. Wir nehmen ihn hin als Werk des Geistes Gottes, das auch in der Gegenwart Frucht trägt.

Zusammen mit vielen Christen teilen wir die großen Glaubensbekenntnisse, die in den ersten Jahrhunderten nach Christus entstanden sind. Durch die Anerkennung der wichtigen Glaubensbekenntnisse der frühen Christenheit werden Vorwürfe in Sektierertum entkräftet. Die Vorstellungen von der Dreieinigkeit Gottes, wie sie in dieser Zeit erkannt und formuliert worden sind, gehören zu unserem Glaubensbekenntnis genauso wie viele andere biblische Wahrheiten. Als Beispiel sei hier das älteste Glaubensbekenntnis genannt, das *Apostolicum*:

Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde, und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn, empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuzigt, gestorben und begraben, hinabgestiegen in das Reich des Todes, am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren in den Himmel; er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters; von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.

*Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige allgemeine christliche Kirche, Gemeinschaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferstehung der Toten und das ewige Leben.
Amen.*

Bei den Worten von der allgemeinen christlichen Kirche (in der Originalsprache *ecclesia*) denken wir an die Worte aus Hebräer 12,22-23: „Sondern ihr seid gekommen [...] zu der Versammlung und Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel aufgeschrieben sind“ und an die unzählige Schar der Erlösten aus allen Völkern und Generationen. Mit tiefer Dankbarkeit unserem Herrn gegenüber gedenken wir der Märtyrer, wie Polykarp, die ihren Glauben mit ihrem Leben bezahlt haben und uns dadurch ein Vorbild in der Nachfolge geworden sind. Wir bewundern die Schriften eines Tertullian oder Johannes Chrisostomus. Für uns gilt der missionarische Eifer der Nestorianer als Vorbild, die das Christentum nach Mittelasien gebracht haben. Die Beständigkeit im Gebet von Monika, der Mutter Augustins, die jahrzehntelang für ihren Sohn flehte, ist uns Trost und Beispiel.

Wir sind uns aber auch bewusst, dass zu diesem Zeitpunkt die Christenheit im damaligen Römischen Reich sich längst von der Struktur der neutestamentlichen Gemeinde entfernt und sich in eine Kirche mit strenger hierarchischer Gliederung und Aufteilung in Priesterschaft und Laien gewandelt hat. Nach dem Erheben des Christentums zur Staatsreligion durch Kaiser Konstantin im frühen 4. Jahrhundert konnte sie der Versuchung durch Ergreifen weltlicher Macht nicht widerstehen. Der Glaube an Gott hat viele unbiblische

Elemente in sich aufgenommen wie zum Beispiel Kindertaufe oder Heiligenverehrung.

Diese Entwicklung und deren Folgen können wir nicht gutheißen. Sie wurde in der Reformation des 16. Jahrhunderts durch unsere Vorgänger im Glauben korrigiert.

4. Wiederentdeckung der neutestamentlichen Gemeinde und christlicher Nachfolge im 16. Jahrhundert als Boden für den Glauben

Der stürmische Beginn des 16. Jahrhunderts mündete in die Reformation der Kirche. Durch die Predigt des Reformators Huldrych Zwingli in Zürich entstand eine Gruppe von Gläubigen, die sich im engen Kreis zur gemeinsamen Betrachtung der Schrift versammelten und sie beim Wort nahmen. Sie bezeichneten sich selbst als Brüder. Ihnen fiel auf, dass der Reformator bei der Kindertaufe und einigen weiteren Punkten nicht konsequent genug vorging. Ihre Argumente brachten sie in öffentlichen Disputationen vor. Der vorsichtige Zwingli wollte die Unterstützung des Stadtrates nicht verlieren und ließ sich nicht umstimmen. Die Brüder wurden vom Stadtrat unter Androhung einer Ausweisung aufgefordert, den Widerstand aufzugeben und sich zu fügen.

Die Brüder waren aber fest entschlossen, den von ihnen in der Schrift entdeckten Weg zu gehen. Ihnen ging es nicht nur um die Kindertaufe, sondern vielmehr um die Gemeinde nach dem Vorbild des Neuen Testaments. Am Abend des 21. Januar 1525 trafen sich die Brüder, um die Lage zu beraten. Eine Täuferchronik berichtet:

„Nach dem Gebet stand Georg vom Hause Jakob auf und bat Konrad Grebel um Gottes Willen, dass er ihn taufen möge mit der rechten christlichen Taufe auf seinen Glauben und seine Erkenntnis. Und da er mit solchen Bitten und Begehren niederkniete, taufte Konrad ihn, weil dazumal kein verordneter Diener war, solches Werk zu tun. Als das geschehen war, begehrt die anderen gleicherweise von Georg, dass er sie taufen solle, was er auf ihr Begehren auch tat. Und sie ergaben sich so miteinander in hoher Furcht Gottes dem Namen des Herrn. Einer bestätigte den anderen zum Dienst am Evangelium, und sie fingen an den Glauben

zu lehren und zu halten. Damit brach die Absonderung von der Welt und von ihren bösen Werken an.“

Auf diese Art ließen sich etwa zehn Brüder taufen. Am nächsten Tag feierten die Brüder in Zollikon bei Zürich in ganz schlichter Art ihr erstes Abendmahl.

So begann die Täuferbewegung. Sie fand rasch Verbreitung in der Schweiz und ihren Anliegerstaaten, nicht zuletzt wegen der heftigen Verfolgungen.

Die feindlich gesonnene Umgebung gab den Brüdern die Bezeichnung Wiedertäufer, oder Anabaptisten. Dieser Zweig der Täuferbewegung wird oft als Bewegung der Schweizer Brüder bezeichnet.

Die Führer der ersten Stunde wie Konrad Grebel oder Felix Manz sind der Täuferbewegung sehr zeitig

durch frühen oder gewaltsamen Tod entrisen worden. Die Täuferbewegung bot sehr bald kein einheitliches Bild mehr und bekam immer mehr Facetten. In dieser Situation entstand das Dokument „Brüderliche Vereinigung“ von Schleithem, einer kleinen Stadt im heutigen Süddeutschland. Die sieben Artikel dieser Schrift beschreiben den von den Schweizer Brüdern eingeschlagenen Weg und behandeln Fragen der Taufe, des Banns, des Herrenmahls und der Hirten in der Gemeinde sowie der Absonderung, des Schwertes und des Eides. Die beiden Letzten wurden entschieden abgelehnt. Somit gewann an Gestalt eine in Europa längst vergessene



Menno Simons nach Christoffel van Sichem, ca. 1607.

Form des Christentums – eine Gemeinde, die sich an der Heiligen Schrift orientiert, unabhängig ist vom Staat, Mitgliedschaft aus Überzeugung nach freier Willensäußerung hat und Gemeindedisziplin praktiziert. Den Gläubigen in der Sowjetunion klang der Ton dieses Dokumentes sehr vertraut.

Das Wort von einer neuen Taufe war zwischen 1525 und 1535 in vieler Munde. Auch Leute wie der Anführer des Bauernkrieges Thomas Müntzer in Deutschland gebrauchten gerne diesen Begriff, taufeten aber nicht. In ihrer Verkündigung gab es keinen Platz für eine Gemeinde nach dem Neuen Testament wie bei den Schweizer Brüdern. Hier verkündete man eher das baldige Weltende und den Anbruch des Reiches Gottes auf Erden.

Hans Hut, einer der bekanntesten Täufer Süddeutschlands, stand vor seiner Taufe auf der Seite von Müntzer. Er erwartete das Weltende für das Jahr 1528, entfaltet

daher zahlreiche missionarische Aktivitäten und taufte die Auserwählten. Ende 1527 starb er in Haft. Das so entstandene Täuferturn süddeutscher Prägung ist in den Wirren des 30-jährigen Krieges untergegangen. Die heute in Süddeutschland lebenden Mennoniten sind mehrheitlich schweizerischen Ursprungs.

Eine weitere Form des Täuferturns entstand in Nikolsburg in Mähren, einer Stadt im heutigen Tschechien an der Grenze zu Österreich auf halbem Wege zwischen Brno (Brünn) und Wien. Hier gründeten Flüchtlinge aus Tirol und anderen Gegenden Gütergemeinschaften. 1533-35 wurden sie von Jakob Hutter geleitet, der 1536 in Innsbruck auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Nach ihm wurde auch die Glaubensgemeinschaft benannt. Heute gibt es Brüderhöfe von Hutterern in Nordamerika.

Die Predigt des sich rasch herannahenden Gottesreiches gelangte 1530 nach Emden im norddeutschen Friesland. Prediger war der wohl berühmteste, aber auch umstrittenste Laienprediger der Reformation Melchior Hoffmann, der seinerzeit sogar von Martin Luther mit einem Zeugnis der Rechtgläubigkeit ausgestattet wurde. Zu seinen Wirkungsorten zählten Riga, Dorpat, Stockholm und Kiel. Seine Glaubensanschauungen wechselten sich ständig. In Straßburg kam er 1529 in Berührung mit Täufern und predigte seitdem auch die Taufe. Aufgrund einer Prophezeiung, als ob er, Hoffmann, der Prophet Elia wäre, ließ er sich 1533 in Straßburg verhaften, um den Gang der Weltgeschichte zu beschleunigen.

Einige Nachfolger Hoffmanns, wie Jan von Leiden, waren bereit, dem kommenden Reich Gottes den Weg mit dem Schwert zu ebnen. Das führte zu der Katastrophe von Münster.

Die überaus traurige Lage der von Predigern der Endzeit fehlgeleiteten Menschen, die wie Schafe ohne Hirten herumirrten, brachte den katholischen Priester Menno Simons (1496-1561) auf den Plan. Menno, der seit einigen Jahren mit gewissen Lehren der katholischen Kirche innerlich nicht einverstanden war, trotzdem aber Priester blieb, verfasste noch vor dem Fall von Münster im Juni 1535 eine Schrift gegen Jan van Leiden, den dritten „König David“. Seiner Verantwortung als Hirte bewusst, verließ er im Januar 1536 die katholische Kirche, ließ sich taufen und übernahm ein Jahr später die Leitung der Zerstreuten im Norden.

Dank seiner unermüdlichen Tätigkeit haben die zerstreuten Täufer sich von den vagen Reich-Gottes-Vorstellungen verabschiedet und sich dem Aufbau der Gemeinde Gottes zugewandt. Die ersten acht Jahre des Dienstes von Menno waren wohl die gefährlichsten und die schwierigsten. Auf seinen Kopf war eine hohe Belohnung ausgesetzt; auch innerhalb der Bruderschaft musste mancher Widerstand überwunden werden. Ein Vierteljahrhundert von Menno's Dienst brachte gute Frucht. Die Begriffe Gemeinde und Wehrlosigkeit wurden zu den Markenzeichen einer Bewegung, auf die von den Außenstehenden auch sein Name übertragen wurde.

Unsere direkten Vorfahren mit Namen wie Janzen oder Friesen gehörten zu diesen niederländischen und

norddeutschen Täufern. Nach vielen Turbulenzen und Flucht nach West- und Ostpreußen kam für sie eine Zeit der Ruhe. Als „Stille im Lande“ pflegten sie ihren Glauben und ihr Gemeindeleben, immer als Benachteiligte und oft als Unterdrückte. Im Laufe der Zeit haben sich Unterschiede zwischen gelehrtem und gelebtem Glauben aufgetan, aber am Prinzip der Gemeinde wurde festgehalten.

Als für unsere Vorfahren in West- und Ostpreußen die durch ihren Glauben verursachten Nachteile zu gravierend wurden, fanden sie ab 1789 Zuflucht in Südrussland – der heutigen Ukraine. Der wichtigste Glaubensgrundsatz, den sie mit sich nach Russland brachten, war Leben in der Gemeinde.

5. Pietismus – Bewegung des lebendigen Herzensglaubens

Die Reformation in Europa zu Beginn des 16. Jahrhunderts veränderte nachhaltig die kirchliche Landschaft. Sowohl in der neu entstandenen evangelisch-lutherischen als auch in der reformierten Kirche hat man sich in erster Linie um Lehre und Ausbildung von Geistlichen gekümmert. Das Streben nach perfekt formulierten Glaubenssätzen ließ das geistliche Leben erstarren. Erst im späten 17. Jahrhundert, also etwa 100 bis 150 Jahre nach dem Höhepunkt der Reformation, wurden Bestrebungen nach einem lebendigen Herzensglauben bemerkbar.

1675 verfasste Philipp Jakob Spener, ein stiller und bescheidener Pfarrer der lutherischen Kirche in Frankfurt, das Buch „Pia desideria“, zu Deutsch etwa „Verlangen nach Frömmigkeit“. Zusätzlich zu den Gottesdiensten veranstaltete er Erbauungsstunden für bekehrte Christen.

Menschen, die einen inneren Glauben anstrebten, wurden bald Pietisten genannt. Pietismus hatte viele Färbungen. In Halle war es eine Bewegung unter Theologen, in Herrnhut im Sinne von Graf Zinzendorf, in Württemberg hatte sie einen volkstümlichen Charakter. Dem Pietismus fehlte eine eigene klare Lehre von der Gemeinde oder Kirche. Im Hauptstrom des Pietismus hatte man das persönliche Glaubensleben im Auge; in einigen Ausprägungen wurden übermäßige Endzeiterwartungen gepredigt.

Noch vor der Einwanderung nach Russland kamen die mennonitischen Gemeinden in Deutschland unter zunehmenden Einfluss des Pietismus in seiner herrnhuterischen Form. In Russland kamen württembergische Einflüsse hinzu.

Ab 1845 predigte der pietistisch geprägte Pfarrer Eduard Wüst aus Württemberg einen lebendigen Herzensglauben in den deutschen Kolonien Südrusslands. So kam es zu einer Erweckung unter deutschen Christen. Auch Mennoniten gehörten zu den aufmerksamen Zuhörern von Pfarrer Wüst. Ein Teil von ihnen gründete 1860 in Südrussland die Mennoniten-Brüdergemeinde. Hier vereinten sich der uralte mennonitische Grundsatz der Gemeinde mit dem neueren pietistischen Gedankengut. Zu ihren Merkmalen wurden Bekehrung und Untertauchungstaufe.

In den erweckten Kreisen in Südrussland entfachte ein brennender Missionseifer. Innerhalb der nächsten 10 Jahre entstanden Gemeinden unter deutschen evangelischen Kolonisten und Ukrainern. Sie sind uns als die ersten deutschen und russischen Baptistengemeinden in Südrussland bekannt. Ihr Gemeindeverständnis haben sie von der Mennoniten-Brüdergemeinde übernommen.

Viel früher, etwa 1609, geschah etwas Ähnliches in Holland, wo im Exil die erste englische Baptistengemeinde entstand. Sie versammelte sich in Räumen einer Mennonitengemeinde in Amsterdam. Diese Gemeinde ging einige Jahre später nach England zurück; danach kam der Baptismus in die USA, bis er sich schließlich ab etwa 1834 in Deutschland ausbreitete und in seiner deutschen Form auch in den Steppen Russlands bekannt wurde.

Somit gehören zu unserem geistlichen Erbe sowohl die Gemeinde als auch lebendiger Herzensglaube.

6. Glaube – gelebte Heiligung

Der nächste Abschnitt in der Geschichte unseres Glaubens ist gewissermaßen mit der Allianz- und Heiligungsbewegung in Deutschland verbunden. Die Seele dieser Bewegung im ausgehenden 19. Jahrhundert, Dr. Friedrich Wilhelm Baedeker, reiste als unermüdlicher Evangelist durch die Gefängnisse Russlands. Ein weiterer Vertreter dieser Bewegung, Pastor Ernst Modersohn, ist durch seine Schriften weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt geworden. Verbindungen zum Zentrum der Evangelischen Allianz in Bad Blankenburg entstanden vor allem in Teilen der Mennoniten-Brüdergemeinde. Die unmittelbare Wirkung der Konferenzen im fernen Deutschland oder einzelner Gastredner in Russland war viel geringer als das Schrifttum. Ganze Generationen von Gläubigen in Russland wurden geprägt durch Schriften des früheren Dolmetschers von Dr. Baedeker, Johann Kargel. Dessen Artikel und Schriften aus den Jahren 1905-29 in russischer Sprache wie „Christus – unsere Heiligung“ oder „Wie stehst Du als Jünger des Herrn zu dem Heiligen Geist?“ wurden in den 1970er Jahren im Ausland und in geheimen Druckereien nachgedruckt und von den damaligen Jugendlichen intensiv gelesen. Diese Schriften hatten prägende Wirkung auf die Gemeinden bis in die 1980er Jahre. Heiligkeit war ein bevorzugtes Thema sowohl in der Verkündigung als auch in der Erziehung. Ohne Heiligung sind unsere Glaubensinhalte überhaupt nicht vorstellbar.

In der Heimat der Heiligungsbewegung deutete man Heiligung als zweite grundlegende Gnaden- und Glaubenserfahrung, die in ihrer durchgreifenden Wirkung einer Bekehrung in nichts nachsteht. Einige Gemeinden und Kreise in Russland haben diese Auffassung übernommen. Der weitaus größere Teil war aber der Auffassung, dass mit der Bekehrung zu Gott alle Voraussetzungen für ein siegreiches Leben im Geist erfüllt waren. Hier liegt der wesentliche Unterschied des Heiligungsgedankens in Russland zu dem Hauptstrom der europäischen Heiligungsbewegung.

Die Allianz im Sinne der Gemeinschaft aller wiedergeborenen Kinder Gottes hatte auch in Russland Befürworter wie Gegner. Ab 1903 wurden einige wenige Allianzgemeinden unter den Mennoniten gegründet. Mitglieder wurden sowohl aus der Mennonitengemeinde als auch aus der Mennoniten-Brüdergemeinde aufgenommen; getauft wurde durch Untertauchen.

Die Gemeinschaft aller wiedergeborener Kinder Gottes bekam neuen Aufschwung in den schweren Jahren des II. Weltkrieges und der Erweckung danach, freilich ohne den Namen „Allianz“ zu bekommen. Diese Gemeinschaft kam nie zu organisierten Formen, wurde aber gelebt von Gläubigen unterschiedlichen Namens, im Beruf, in der Nachbarschaft, unter den schwierigen Bedingungen des Militärdienstes.

In der Nachkriegszeit wurde der Bezug zum Glauben als gelebte Heiligung in zahlreichen Predigten direkt aus der Schrift gespeist. Dadurch verlor die ohnehin schwache Verbindung zur Heiligungsbewegung in Europa gänzlich an Bedeutung. In Russland gab es viel mehr Ähnlichkeit zu dem Begriff der Nachfolge, wie ihn die Täufer predigten.

Eine offensichtliche Parallele zu der Absonderung von der Welt im Täuferum war auch die Einstellung zu der feindlich gesonnenen Außenwelt, die in 1. Johannes 2,15 zum Ausdruck kam: *„Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist.“* Man lebte eher in der Gemeinde als in der Gesellschaft, deren Gottlosigkeit offensichtlich war. Und – man war in der Welt, aber nicht von der Welt, der man durch gottesfürchtigen Wandel ein Zeugnis sein wollte.

7. Glaube – sichtbar durch Zeugnis

Das Goldene Zeitalter der Mennoniten in Russland ging mit dem I. Weltkrieg zu Ende. Der Bürgerkrieg 1918-1920 brachte sowohl die ersten Toten unter den Mennoniten als auch zaghafte und ratlose Versuche einiger, sich selbst zu schützen, was später verworfen wurde. Nach der Machtübernahme durch die Kommunisten haben die Mennoniten als einzige Freikirche auf ihrem All-russischen Kongress 1926 ihre Wehrlosigkeit bekräftigt. Möglicherweise lag darin die Ursache für die Weigerung des Staates bis 1966, das Mennonitentum als legitime Glaubensrichtung anzuerkennen.

Bereits 1927 gab es erste Verhaftungen des Glaubens wegen. 1929 wurden die Mennoniten durch die Kollektivierung ihrer wirtschaftlichen Substanz beraubt und gleichzeitig wurde ein Kampf auf Leben und Tod mit dem Glauben eingeläutet. Die nächste Verhaftungswelle erfolgte 1934. Die schrecklichste Welle überrollte das Land 1937-38. Mit dem Beginn des Krieges gegen Deutschland 1941 wurden einige Todesurteile über weitere Gläubige vollstreckt. Im Herbst 1941 wurden alle deutschen Siedlungen im möglichen Kriegsgebiet aufgelöst, ihre Einwohner deportiert und über ganz Sibirien und Kasachstan verteilt. Sie waren an ihren neuen Wohnort gebunden, bis die Verbannung 1955 für beendet erklärt wurde. Viele mussten ihren Glauben mit ihrem Leben bezahlen und wurden zu Blutzweigen und Märtyrern des 20. Jahrhunderts. Nordamerikani-

sche mennonitische Historiker schätzen, dass zwischen 1918 und 1955 etwa 1/3 der mennonitischen Bevölkerung der Sowjetunion umgekommen ist.

Den Deutschen in Russland und der Sowjetunion sind zwei von insgesamt vier vom Staat angeordnete Verfolgungswellen von Freikirchen erspart geblieben. Die erste (1884-1898) hatte es nicht geschafft, die in den 1860er Jahren entstandene Bruderschaft der russischen Baptisten im Keim zu ersticken; die zweite (1911-1917) warf bereits einzelne Schatten auch auf die Deutschen in Russland. Die dritte Verfolgungswelle ab 1929 wurde oben bereits kurz gestreift. Die vierte Verfolgungswelle (ab 1959) brachte eine Spaltung in die freikirchliche Landschaft der Sowjetunion, von der die deutschen Gemeinden besonders hart betroffen waren.

Eine der fürchterlichsten Christenverfolgungen der Geschichte konnte jedoch den Glauben nicht völlig ausrotten. Am meisten für den Erhalt des Glaubens haben wohl die Mütter getan, die allein, ohne Ehemänner, ihre Kinder zu erziehen hatten. Aber auch hinter Stacheldraht lebte der Glaube weiter. Sogar hier kamen Menschen zum Glauben. Soweit bekannt, entstand 1944 die erste Gemeinde in einem Verbannungsort (Bergwerk Kimpersai im Gebiet Aktjubinsk, Westkasachstan).

1955 kam mit der lang ersehnten Befreiung aus der Verbannung auch eine geistliche Erweckung. In der Verbannung lebten die Deutschen nicht mehr konfessionell getrennt, und in der ersten Zeit hatten Glaubensrichtungen keine Bedeutung. Man war froh, dass man sich bekehrt hatte, und pflegte Gemeinschaft untereinander. Die Bekehrten suchten dann nach der Möglichkeit der Taufe entweder in den wenigen bestehenden russischen Gemeinden, oder es wurden neue Gemeinden gegründet, die bald darauf in die nächste, vierte, Verfolgungswelle gerieten. Als im Zuge des Rückganges der Verfolgungen sich eine Möglichkeit zur Legalisierung unter der Schirmherrschaft des Bundes der Evangeliumschristen-Baptisten ergab, nahm man diese Möglichkeit auch wahr. Laut Statistik des Bundes aus den 1980er Jahren wählten etwa die Hälfte der deutschen Geschwister diesen Weg. Im Jahre 1966 erreichte die Mennoniten-Brüdergemeinde in Karaganda offizielle Anerkennung vom Staat, ohne in den Bund eingegliedert zu werden. Hier widmete man sich bewusst der verstärkten Pflege der mennonitischen Identität und Tradition. Danach wählten weitere mennonitische Gemeinden den Weg einer autonomen Registrierung bei den Behörden. Laut derselben Statistik gehörte ein weiteres Viertel der deutschen Geschwister dazu. Ein Viertel der deutschen Geschwister vermutete man außerdem in den Gemeinden des Rates der Kirchen und Gemeinden, die eine Registrierung bei den Behörden bewusst ablehnten.

Die Verfolgungen wurden zwar später durch eine gewisse Duldung abgelöst, aber allen bekennenden Christen wehte ein rauer Wind ins Gesicht. In der Schule fand man sehr früh heraus, wer aus einem christlichen

Elternhaus kam. In der Regel wurden sowohl die Kinder als auch die Eltern von den Lehrern des Glaubens wegen benachteiligt. Wer nicht Mitglied der kommunistischen Jugendorganisation war, hatte schlechtere Chancen auf Aufstieg im Berufsleben; ein Studium konnten sich die wenigsten vorstellen. Junge Männer wurden fast ausnahmslos mit 19, später mit 18 Jahren in den Militärdienst für zwei oder drei Jahre einberufen. Da wurde der Glaube eines jeden einzelnen auf die Probe gestellt. Auch Schwestern mussten ihren Glauben unter Beweis stellen – in der Schule und Ausbildung, im Beruf, in der Familie und in der Gesellschaft.

Zeugnis wurde als der beste Weg zur Weitergabe des Glaubens betrachtet. Die Geschwister wurden ermutigt, von ihrem Glauben nicht zu schweigen. Zum Zeugnis gehörte genauso die christliche Lebensart. Durch strikte Ablehnung von Alkohol und Verzicht auf Rauchen fiel man sofort auf. Die Gläubigen fluchten nicht, was zumindest unter Männern auffiel. Somit war Glaube auf den ersten Blick erkennbar.

Abschließend wäre zu bemerken, dass gegen Ende der 1980er Jahre der Glaube der Nachfahren von mennonitischen Einwanderern ein weitgehend einheitliches Bild darbot. Die zum Teil unterschiedliche Namensgebung und Zuordnung zu Gemeindeverbänden beeinträchtigte wenig die Gemeinschaft untereinander. Das Schriftverständnis war einheitlich, wenn es auch hier und da Unterschiede in der Auslegung gab – heute würde man von einer einheitlichen Hermeneutik sprechen. Überall wusste man um die Bedeutung der Lehre und Erziehung der Gemeinde.

Allen gemeinsam war die pietistische Prägung, die sich besonders in der Erweckung der Nachkriegszeit bemerkbar machte. Auch später wurde die Kanzel Evangelisten unterschiedlichster Herkunft geboten – wenn nur durch die Predigt Seelen zum Herrn kamen. Bekehrung galt überall als Voraussetzung für die Taufe. Die Chöre und Gemeinden sangen die gleichen Lieder. Man las die gleichen erbaulichen Schriften. Sogar bei einem nicht sehr einfachen Thema wie die Lehre von der Endzeit war man sich einig und folgte der Auslegung der Offenbarung von Johann Kargel, die man ins Deutsche übersetzt hatte und deren Ansatz eigentlich auf den Engländer John N. Darby zurückzuführen ist.

Das einheitliche Bild des Glaubens fügte sich nahtlos in das durchweg einheitliche Bild des evangelikalischen Glaubens in der Sowjetunion. Wenn sich auch nicht alle dessen bewusst waren, Teil der gesamten evangelikalischen Bewegung zu sein, so erreichte man gerade als Teil dieser Gesamtbewegung im Laufe der Zeit faktische inoffizielle Duldung vom Staat in Bezug auf illegal gegoltene Jugend- und später Kinderarbeit, die überall nach gleichem Muster gestaltet waren. Auch die der täuferischen Gedankenwelt so wichtige Verweigerung des Eides durch junge Männer beim Militärdienst wurde schließlich geduldet dank des Gewichtes der Gesamtbewegung.

Johannes Dyck

Auf dieses Jahr fällt der 500. Geburtstag von Dirk (Dietrich) Philips, der zu den Täufern erster Stunde in den Niederlanden gehörte und über Jahrzehnte hinweg wichtigster Mitarbeiter von Menno Simons war. Vor 200 Jahren fanden seine Schriften weite Verbreitung unter den Mennoniten Russlands.

Dirk Philips (1504-1568), der bedeutendste Mitarbeiter von Menno Simons

Dirk, Sohn des Philip, wurde 1504 in Leeuwarden in Friesland als zweiter und jüngster Sohn eines Priesters geboren. Für jene Zeit war das nicht ungewöhnlich. Dirk Philips wurde wahrscheinlich in ein Franziskanerkloster in Leeuwarden aufgenommen. Hier kam er in den Genuss einer guten Bildung. Er beherrschte Latein und Griechisch; seine Schriften haben einen durchdachten Aufbau und Argumentation. Als Priestersohn war ihm eine geistliche Karriere im Orden verwehrt; er hatte als Laie Arbeit in Haus, Garten und Werkstatt zu verrichten.

Sein älterer Bruder Obbe schloss sich einem Kreis von Sakramentariern in Leeuwarden an, die die Lehre der katholischen Kirche von den Sakramenten ablehnten. Hier wurde man sehr früh mit Schriften von Melchior Hoffmann bekannt. In Leeuwarden wurde am 20. März 1531 der erste täuferische Märtyrer Sicke Freriks enthauptet. Seine Taufe fand in Emden im Dezember 1530 statt. Dieser Tod veranlasste den katholischen Priester Menno Simons, nach Begründung der Kindertaufe in der Schrift zu forschen.

Der Täufer von Sicke Freriks und Anhänger von Hoffmann, Jan Tripmaker, wurde zusammen mit weiteren sieben Täufern in Den Haag hingerichtet. Das veranlasste Hoffmann, die Taufen für zwei Jahre auszusetzen. Wohl deshalb wurde keiner aus dem Leeuwardener Kreis getauft.

Die Taufe wurde von Hoffmanns Nachfolger, dem selbsternannten Propheten Jan Matthijs wieder aufgenommen. Zwei seiner Apostel reisten nach Leeuwarden zu den aufmerksamen Lesern von Hoffmanns Schriften, und taufte den größten Teil von ihnen. Am nächsten Tag wurden Obbe Philips und eine weitere Person von ihnen zu Ältesten bestellt.

Eine Woche später, etwa im Januar 1534, als Obbe und sein Mitarbeiter unterwegs waren, kam ein dritter Bote von Jan Matthijs nach Leeuwarden und taufte Dirk Philips mit einigen weiteren Personen. Ein Vierteljahrhundert später erinnerte sich Dirk Philips: „Zu jener Zeit, nach Gottes Barmherzigkeit, hörten wir sein Wort durch seine Boten, taten Buße, glaubten und wurden getauft im Namen des allmächtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Jan Matthijs' Wahnvorstellungen vom Neuen Jerusalem in Münster brachte alle Täufer in Norddeutschland und den Niederlanden in Bewegung. Nur eine Minderheit widersetzte sich ihnen, darunter auch Obbe Philips.

Dirk Philips siedelte inzwischen nach Appingedam in der Provinz Groningen um. Hier wurde er 1534 oder

1535 von Obbe auf den Wunsch der Brüder zum Ältesten eingesegnet. Wahrscheinlich war der ehemalige Franziskanermönch zu diesem Zeitpunkt, wie auch Luther, bereits verheiratet.

Nach dem Fall von Münster brauchte die gespaltene und irreführende Täuferbewegung eine neue Führungspersönlichkeit. Die Wahl der Brüder fiel auf den ehemaligen katholischen Priester Menno Simons, der von Obbe getauft worden war und in der Provinz Groningen untergetaucht war. Im Januar 1537 wurde er zu diesem Dienst in der Stadt Groningen von Obbe geweiht.

Von Anfang an stand ihm Dirk Philips zur Seite. Im Frühjahr 1537 mussten Menno und Dirk nach Ostfriesland fliehen. Menno ging wohl nach Oldersum, Dirk nach Norden und später nach Emden. Wenn Menno auf Reisen ging, die stets gefährlich waren, übernahm Dirk volle Verantwortung vor Ort. Er selbst reiste wohl kaum.

Zu den Gefahren von außen kamen innere Erschütterungen hinzu. Die bedrückendste wurde von Obbe verursacht – er hat etwa 1540 dem Täufertum den Rücken gekehrt. Davor redete er eindringlich auf Dirk und Menno ein, seinem Beispiel zu folgen. Später wurde über ihn der Bann verhängt.

Dirk musste nun zwischen seinem Bruder und der Gemeinde entscheiden. Das war hart. „Wer Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Kinder oder Äcker verlässt um meines Namens willen...“ Die Versuchung wirkte Festigkeit und eine gewisse Härte in Dirks Charakter. Das merkte man später in seinem Leben.

Nach 1540 wirkten Menno und Dirk zusammen weiter. Dirk war immer der zweite – zunächst bei seinem Bruder Obbe, dann bei Menno – und wurde dadurch für sie zu einer unersetzbaren Stütze.

1543 finden wir die beiden am Rhein. Menno ließ sich in der Diözese von Köln nieder, aber nicht in der Stadt selbst. Hier taufte er einige Personen. Vermutlich ließ sich Dirk in der Gegend um Kleve nieder und blieb hier bis etwa 1550. Im Rheinischen hatten die beiden Gelegenheit, Täufer aus dem Süden Deutschlands kennen zu lernen.

Die 1540er Jahre standen im Zeichen des beginnenden Kampfes um die Reinheit der Gemeinde. Zunächst war es eine Auseinandersetzung in Schrift und Streitgesprächen mit der Lehre von David Joris und seinen Anhängern, der es mit katholischen Praktiken wie Kindertaufe, Messe und Bilderverehrung hielt und meinte, dass der innere Glaube mehr zählt als äußere Zeremonien.

Mit der Reinheit der Gemeinde war auch die Frage nach dem rechten Gebrauch des Bannes verbunden. 1541 meinte Menno, der Bann sei an den Personen anzuwenden, die sich selbst von der Gemeinde durch falsche Lehre oder sündhaften Wandel entfernt hatten und bereits ausgeschlossen waren. Der Bann sollte zur Buße führen und bewirken, dass Mitglieder der Gemeinde von der Sünde verschont blieben.

Im Jahr 1547 trafen sich in Emden sieben Älteste, darunter Menno und Dirk, um die Frage des Bannes zu diskutieren. Hier ging es unter anderem darum, ob Eheleute auch einander meiden sollten, falls einer von ihnen unter dem Bann stand. Es wurde entschieden, Meidung in der Ehe zur allgemeinen Regel zu erheben, die allerdings nicht zwingend war. Es wäre der sichere Weg. Wem aber sein Gewissen das nicht erlaubte, der sollte eine gebannte Person mit Liebe behandeln. Jeder Fall wäre somit im einzelnen zu entscheiden, ohne ein Gesetz aufzustellen. Auch Ehen mit Personen außerhalb der Gemeinde, also Ungläubigen, standen auf der Tagesordnung.

Heiße Diskussionen gab es auch über die menschliche und göttliche Natur Jesu. Menno und Dirk vertraten hier einen Standpunkt, der später von den Täufern verworfen wurde.

Die beiden Themen bewogen Dirk, die Feder in die Hand zu nehmen. So entstanden seine ersten beiden Schriften „Brief an einige Brüder über die göttliche und menschliche Natur Jesu Christi“ und „Bekenntnis von der Absonderung“. Im Vergleich zu Menno war Dirk in seinen Schriften bestimmter und strenger.

Über den Verbleib von Dirk Philips in den Jahren 1550-54 ist nichts bekannt. Sollte er sich in dieser Zeit in Emden aufgehalten haben, so hätte er hier die ersten Täufer aus Flandern kennengelernt. Die flämischen Geschwister waren in Scharen auf der Flucht aus ihrer Heimat, in der um 1550 eine schlimme Verfolgung ausgebrochen war.

Die Problematik des Bannes bewegte noch immer die Herzen und Sinne. Man hielt sich immer noch an die etwas mildere Vorgehensweise Menno's. Im Jahre 1552 wurde ein Ältester wegen Ehebruchs seines Dienstes enthoben. Nachdem er seine Schuld bekannt hatte und Neuanfang gelobte, wurde er 1554 in seinem Dienst wiederhergestellt. An beiden Entscheidungen nahm auch Dirk teil.

Bis 1554 stand Dirk immer im Schatten von Menno. Nun begann er immer mehr an Selbstständigkeit und Bedeutung zu gewinnen. Seine Schriften, die zunächst handschriftlich verbreitet wurden, kamen nun in den Druck. Dazu gehören „Eine sehr schöne und wahrhaftige Erklärung und Auslegung des Tabernakels, oder der Hütte Moses“ (1556), „Bekenntnis unseres Glaubens“ (1557), „Eine Schöne Vermahnung und Kurze Unterweisung von der Wahrhaftigen Erkenntnis Gottes“ (1558), „Erklärung des apostolischen Banns“ (1558), „Von der Sendung der Prediger oder Lehrer“ (1559) und weitere.

Die Gesundheit des alternden Menno wurde immer schlechter. Jahrzehnte opferwilligen und selbstlosen Einsatzes für die Bruderschaft hatten tiefe Spuren hin-



Dirk Philips nach einem Bild aus ca. 1630

terlassen. Dirk trat immer mehr in den Vordergrund und damit auch seine strenge Handhabung des Bannes.

Nach Matthäus 18 mussten Personen, deren Sünden offensichtlich waren, aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Diese Erkenntnis war allen Täufern, beginnend mit Felix Mantz in Zürich, gemeinsam. Der Bann diente der Reinigung der Gemeinde Gottes, die Menno nach dem Fall von Münster sammelte, und schützte sie vor Irrlehrern. Offen blieb die Anwendung des Bannes bei Eheleuten, von denen einer aus der Gemeinde ausgeschlossen wurde.

Menno musste schriftlich Bezug zu zwei Fällen nehmen, die in den Jahren 1555-56 die Gemüter erregten. Nach Franeker schrieb er 1555, in Fragen des Bannes mit väterlicher Liebe zu handeln. Ein weiterer Fall eignete sich in Emden, wo ein Ältester der jüngeren Generation, Leenaert Bouwens, forderte, dass Swen Rutgers ihren ausgeschlossenen Ehemann meiden sollte. Sie weigerte sich, und gewann einen Teil der Gemeinde auf ihre Seite. Menno wies diese strenge Forderung zurück.

Es bildeten sich zwei Parteien. Beide wünschten sich eine Gemeinde ohne Flecken oder Runzel (Epheser 5,27). Die Gemäßigten bestanden auf einer dreifachen Ermahnung vor der Vollstreckung von einem Bann – in jedem Fall. Falls eine Ermahnung ihr Ziel erreichte und die betreffende Person Buße tat, war man bereit, die Angelegenheit nicht weiter vor die Gemeinde zu bringen und geheim zu halten. Die Strengen mit Leenaert bestanden darauf, dass der Bann ohne Vorwarnung an Verbrechern und Schuldigen im Sinne von Epheser 5 und Galater 5 vollzogen werden musste. Jede Übertretung, auch eine geheime, sollte vor die Gemeinde kommen und von ihr beurteilt werden, damit die Gemeinde nicht verunreinigt werde.

Dirk schloss sich der strengen Richtung an. Im Frühjahr 1557 trafen sich Älteste in Harlingen zusammen, um die Angelegenheit zu klären. Die Versammlung unter der Leitung von Leenaert übte Druck auf Menno aus, der sich der strengen Linie beugen musste.

Dadurch wurde die Spaltung zwischen der mäßigen und strengen Richtung endgültig. Leenaert und Dirk bannten zwar die Ältesten in Franeker und Waterland, aber nicht die Gemeinden. Im Jahr 1558 erschien im Druck die Erklärung Dirks unter dem Titel „Eine liebe-liche Vermahnung aus des Herrn Wort, in welchem Unterscheidentlich und ordentlich gelehrt und verhandelt wird, wie und in welcher Form daß die christliche Gemeinde soll handeln mit denjenigen, welche sich in der Gemeinschaft der Heiligen begeben haben, und alsdann noch in den offenbaren tödtlichen Werken des Fleisches verlaufen, und darinnen gefallen und befunden werden (Erklärung des apostolischen Banns)“.

In den 1560er Jahren war Dirk Ältester in Preußen. Hier, im Danziger Werder, siedelten sich Flüchtlinge aus den Niederlanden an. Hier setzte er seine schrift-

stellerische Tätigkeit fort. Von hier aus machte Dirk immer wieder Reisen in seine Heimat, um Gemeinden als Schlichter zu dienen. In einigen Fällen war er erfolgreich. Den Streit zwischen friesischen und flämi-schen Gemeinden in Nordholland konnte er aber nicht schlichten. Im Jahre 1566 kam es zu einem endgültigen Bruch zwischen diesen Richtungen. Nun bekämpften sie sich gegenseitig, und eine der Seiten rief sogar den Bann über Dirk aus.

Im September 1567 taufte Dirk sieben oder acht Per-sonen in Emden. In dieser Zeit verfasste er einige Ab-handlungen über den Bann und andere Themen. Sei-ne letzte Schrift „Von der Ehe der Christen“ war am 7. März 1568 fertig. Er starb kurz darauf in Valder in der Nähe von Emden. Seine Liebe zu der Bruderschaft war ungeheuchelt.

*Nach dem Buch von Jacobus ten Doornkaat
Koolman „Dirk Philips. Friend and Colleague of
Menno Simon. 1504-1568“*

Jacobus ten Doornkaat Koolman (1889-1978) stammt aus einer berühmten mennonitischen Familie aus Ham-burg und studierte Theologie in Marburg, Berlin und Amsterdam. 1964 veröffentlichte er eine Biographie von Dirk Philips in niederländisch, die 1998 ins Englische übersetzt wurde und als Standardwerk gilt.

Einige Auszüge aus der 1559 erschienen Schrift geben Einblick in die Denkweise von Dirk Philips und das Täuferum vor 450 Jahren.

Von der Sendung der Prediger oder Lehrer

Geliebte in dem Herrn, ihr alle die ihr Gott fürchtet, und die Wahrheit lieb habt, dieweil dass sich nun in dieser Zeit viel Zank und Zwietracht von wegen der Sendung bei etlichen erhebt, und daneben alle Lehrer, sie seien dann wer sie seien, sich des Evangeliums be-rühmen, und lassen sich dünken, dass sie von Gott ge-sandt sind, und dass es auch ohne einigen Zweifel nun die Zeit ist, da Christus und seine Apostel davon gepro-phezeit haben, nämlich, dass viele falsche Propheten und falsche Christen kommen werden, und viele ver-führen (1 Tim. 4, a. 2 Tim. 2, a. 2 Pet. 2, a. Jud. 1, a), darum so werde ich aus brüderlicher Liebe gedrun-gen, euch von der Sendung der rechten Lehrern eine kurze Anweisung zu tun (Matth. 24, b); auf dass ihr die wahren Propheten, Lehrer und Christen von den falschen sollet wissen zu unterscheiden, denn das ist die Art, Kunst und Eigenschaft des Satans, dass er sich in einen Engel des Lichts verändert (2 Cor. 11, b); damit er seine Schalkheit und Gleißnerei bedecket, seine Diener ver-kleidet, vermantelt und in einem schönen Schein der Frommigkeit der Welt vorstellt. [...]

Darum ein geistlich Urteil, ein scharfes Gesicht, und klare Augen allen Gläubigen, besonders zu diesen un-seren Zeiten, vonnöten sind, womit sie Christum recht mögen ansehen, seine Diener recht erkennen, und von

den Dienern des Satans recht unterscheiden, aus wel-cher Ursache ich bewegt bin, durch des Herrn Gnade, aus der biblischen Schrift allen Gottesfürchtigen an-zuweisen, welche Lehrer von Gott gesandt sind, wobei die erkannt werden, auf dass alle fromme Christen ein wenig in ihrem Glauben gestärkt, in ihren Herzen getröstet und erquickt, und alle Lästermäuler, die wi-der die rechten Sendboten Gottes, wider die getreuen Diener Christi lästerlich reden, ihre heuchlerische Art zu bedecken, verstopft mögen werden. Der ewige und allein weise Gott gebe uns seine Gnade dazu, Amen. 1 Tim. 1, b.

Zum ersten: so ist zweierlei Berufung oder Sendung (womit Jemand von Gott zu einem Amt berufen und ausgesandt wird) in der Schrift begriffen. Die erste ist von Gott allein; also wurde Moses allein von Gott be-rufen; desgleichen wurde Aaron allein von dem Herrn erkoren (2 Buch Mose 3, a. 4 Buch Mose 2, a. Hebr. 5, b); also wurden auch die Propheten allein von Gott be-rufen, und haben geredet, getrieben von dem heiligen Geist (2 Pet. 2, a. 1, d). Also sind auch die Apostel von Christo Jesu allein berufen, auserkoren und sein Evan-gelium allen Creaturen zu predigen ausgesandt. [...]

Die andere Berufung ist von Gott und seiner Ge-meinde. Also wurden Paulus und Barnabas erstlich von

dem Herrn berufen, darnach von der Gemeinde, durch das Mitzeugen des heiligen Geistes in dem göttlichen Beruf bestätigt, als die Geschichte der Apostel bezeugen, nämlich, dass der heilige Geist zu der Gemeinde sprach: „Scheidet mir aus Paulum und Barnabam zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe; da fasteten sie und beteten, und legten die Hände auf sie, und ließen sie gehen.“ Apg 13, a.

Also haben auch Paulus und Barnabas in allen Gemeinden Vorsteher oder Ältesten (durch gemeine Stimmen) mit Fasten und Beten verordnet. Apg. 14, d.

Item: Paulus schreibt zu Timotheum: „Sei nicht hinfällig in der Gabe, die dir gegeben ist durch die Prophezeiung mit Auflegung der Händen der Ältesten.“ 1 Tim. 4, b.

Desgleichen befiehlt er Tito, die Stadt in Creta überall mit Ältesten zu besetzen, wie er ihnen geordnet hat (Tit. 1, b); auch so hat die Gemeinde zu Jerusalem die sieben Diakonen für die Apostel gestellt, und sie haben gebeten, und haben die Hände auf sie gelegt. Apg. 6, a.

Aus diesem ist klar, dass die Apostel und Ältesten, mit der Gemeinde, durch die Kraft Jesu Christi, und Zeugnis des heiligen Geistes, Lehrer und Diener berufen, erwählt, und geordnet haben, darum mag auch Niemand von ihm selber ein solches Amt annehmen, es sei denn, dass sie von Gott (gleichwie die Propheten und Apostel) oder von der Gemeinde Gottes mit Auflegung der Hände (als Timotheus, Titus und mehr andere von den Aposteln und Ältesten mit Bewilligung und Zustimmung der Gemeinde geordnet sind, und auch andere also geordnet haben) berufen und erkorren werden, denn also sagt der Apostel: „Wie sollen sie predigen, wo sie nicht gesandt sind“ (Röm. 10, c)? Und noch einmal: „Niemand nimmt sich selber der Ehre an, sondern der auch berufen werde von Gott, gleichwie Aaron.“ [...]

So müssen die Lehrer Gottes Wort recht und unverfälscht lehren, wie das Evangelium sagt (Röm. 15, c): „Welchen Gott gesandt hat, der redet Gottes Wort“. Und Paulus sagt: „Ich dürfte nicht reden etwas, wo dasselbe Christus nicht durch mich wirkte“ (Joh. 3, e). Und noch an einem andern Ort: „Wir sind nicht gleich wie etliche, die das Wort Gottes verfälschen, sondern aus Lauterkeit und als aus Gott, vor Gott reden wir in Christo“ (2 Cor. 2, c. 4, b). Item: „Wir sind Boten an Christi statt, denn Gott vermahnet durch uns, so bitten wir nun an Christi statt, lasset euch versöhnen mit Gott“ (2. Cor. 5, c). Item: „Unsere Vermahnung ist nicht gewesen zur Irrung noch zur Unreinigkeit, noch mit Listen oder Betrug sondern wie wir von Gott bewähret sind, dass uns das Evangelium vertrauet ist zu predigen, also reden wir (1 Thess. 2, a); nicht als wollten wir den Menschen gefallen, sondern Gott, der unsere Herzen erkennt.“ [...]

Aus diesen und dergleichen Worten der heiligen Schrift mögen die rechten Lehrer, besonders so viel als die rechte Lehre angeht, leichtlich erkannt werden, nämlich: so sie Gottes Wort recht lehren, damit sie der Ehre Gottes und die Seligkeit der Menschen suchen; so sie geistlich gesinnt sind; so sie allen irdischen und

vergänglichen Dingen abgesagt haben; so sie Niemand nach dem Fleisch kennen (2 Cor. 5, c); so sie Gott über alle Dinge lieb haben, und sein Werk ohne Betrügerei und Gleißnerei tun und treiben: denn solche Diener will der Herr haben. [...]

So zeigt die Schrift klärlich, dass man von Gottes Wort nicht mag reden, wenn und wo man will, sondern allein wenn und wo der Herr will, aber der Herr will, dass sein Wort da gesprochen soll werden, da es Frucht bringt; wiederum da es keine Frucht bringt, da soll es nicht gesprochen werden. [...]

Wie ein Lehrer bei seiner Lehre und Früchten soll geprüft und erkannt werden, ist oben genugsam verklärt; aber offenbarlich oder heimlich zu lehren, das tut oder dient nicht zu der Sache, denn offenbarlich zu lehren ist gut und recht nach Gelegenheit der Zeit, heimlich zu lehren ist nicht verboten nach Gelegenheit der Zeit; eine offenbare Lehre, so sie falsch ist, wird dadurch nicht gut, dass sie offenbarlich gelehrt wird, aber was falsch ist, das muss falsch sein und bleiben, ob es schon tausendmal öffentlich gelehrt und mit schönen scheinenden Worten noch so herrlich geziert würde; wiederum eine heimliche Lehre die gut ist, wird darum nicht falsch, dass sie heimlich gelehrt wird: „Denn was recht ist muß recht bleiben (sagt der Prophet), dem sollen alle frommen Herzen zufallen.“ Ps. 104, b.

[...Die] Gemeinde hat Macht durch Jesum Christum (von welchem sie alles empfangen hat) Vorsteher und Diener zu erwählen, und so Jemand wollte fragen: Wo ist die Gemeinde? so antworten wir: Da wo Gottes Wort recht gelehrt, geglaubt und gehalten wird; denn das sind Christi Jünger (Joh. 8, c. 17, a), die sein Wort haben, glauben und halten. Wo nun solche Jünger Christi in seinem Namen versammelt sind, da ist er mitten unter ihnen (Matth. 17, c). Ist nun Christus unter ihnen, so sind sie auch eine Gemeinde Christi; sind sie dann eine Gemeinde Christi, so müssen sie auch dieselbe Macht haben, die Christus seiner Gemeinde gegeben hat, aber die Macht, die Christus seiner Gemeinde gegeben hat (nämlich, nicht allein Lehrer und Diener des Wortes zu erwählen, sondern auch zu binden und zu entbinden, die Sünde zu vergeben und zu behalten), wie oben genugsam verhandelt und erklärt ist. Matth. 16, c. 18, c. Joh. 20, c. [...]

Und Gottes Wort ist und bleibt die Wahrheit, es werde dann heimlich oder öffentlich gelehrt, und ob es schon wäre, dass die rechten Lehrer öffentlich möchten lehren, so sollten sie uns doch nicht anders verkündigen und lehren, denn dasselbige Wort Gottes, das uns durch des Herrn Gnade geoffenbaret und gelehrt ist; darum ist hier nicht zu verzeihen, hier giltet kein um sich sehen nach einem anderen Evangelium, „so doch beide Engel und Menschen müssen verflucht sein, die uns ein anders Evangelium predigen, denn wie wir von Christo Jesu und seinen Aposteln empfangen haben.“ So lasset uns nach des Propheten Wort Gott die Ehre geben, und des Lichts wahrnehmen, ehe denn es dunkel werde (Gal. 1, b. Jer. 13, c), und die Füße sich an den dunkeln Berg anstoßen.

Die Mennoniten Russlands haben als Glaubensgemeinschaft ein eigenständiges Bildungswesen entwickelt, das zu dem Kern ihrer Existenz gehörte und ihr Leben und Wirken nachhaltig prägte.

Das Bildungswesen der Mennoniten in Russland seit ihrer Einwanderung

Die Entwicklung des Bildungswesens der Mennoniten in Russland lässt sich zeitlich und inhaltlich in drei Abschnitte gliedern:

1. Die Periode von der Einwanderung bis zur Entstehung eines geordneten Schulwesens (1789-1840);
2. Reformierung und systematischer Ausbau des Bildungswesens (1840-1917);
3. Auflösung des eigenständigen Schulwesens (1917 und die folgenden Jahre).

Die ersten Schulen

Schon im ersten oder zweiten Jahr der Einwanderung, als man noch in Erdhütten hauste, hatte jedes Dorf seine Schule. Allerdings dürfen wir uns jene ersten Schulen nicht als die vorstellen, die sie später, um die Jahrhundertwende, waren.

Johann Cornies hat aus der Rückschau einen Bericht von den Zuständen „in der Schule zu X“ gegeben, welcher die negativen Seiten zwar überbetont, im ganzen aber wohl ein ziemlich realistisches Bild von der Schule in den Anfangsjahren entwirft. In der dargestellten „Schule X sitzt der Schulmeister in der nämlichen Stube seines elenden Hauses, in welchem er mit Frau und Kindern wohnt, [...] umlagert von beschmutzten Büchern, Papier und Strafinstrumenten aller Art, an einem Tische; um ihn herum die Schüler in verschiedenen Stellungen, ohne alle Einteilung in Klassen oder nach Fähigkeit und Fortgang [...] Es herrscht in dieser Schule eigentlich keine Ordnung im Unterricht. So wie es dem Schulmeister einfällt, nimmt er bald diesen, bald jenen Gegenstand vor. Von Vorbereitung dazu weiß er gar nichts. Hilfsbücher zu seiner Fortbildung kennt er

nicht. [...] Einige Märchenbücher sind, nebst einem ‚lustigen Rechenbuche‘, seine ganze Bibliothek.“ Die Ansprüche an einen Lehrer waren damals aber nicht nur bei den Mennoniten in Russland recht gering, sondern allgemein „im ganzen germanischen Sprachgebiet“. Um Lehrer zu werden genügte es damals, wenn „einer nur einigermaßen flott lesen, womöglich auch leserlich schreiben und – was auch sehr wünschenswert war – irgendetwas rechnen konnte. Diese drei Künste hielt man für unentbehrlich. [...] Solch einen Lehrer fand man bald: es durfte auch ein quer über die Steppe hergelauener Wanderbursche, ein Nachbar aus dem Dorfe, ein des Nebenverdienstes bedürftiger Handwerker sein.“ Was wir sonst über die Schulen der Mennoniten in Russland aus den ersten Jahrzehnten wissen, ist so gut wie nichts, von mündlichen Überlieferungen allenfalls abgesehen. Für die Entwicklung des mennonitischen Schulwesens war die religiös-kulturelle Autonomie von entscheidender Bedeutung, die den Einwanderern in den zugestandenen Privilegien von Anfang an gewährt worden war. Im Übrigen kümmerte sich der russische Staat in jenen Jahren um das Erziehungswesen der Mennoniten auch deswegen überhaupt nicht, weil es damals so etwas wie ein organisiertes Schulwesen in Russland gar nicht gab. Die Ansätze, die Katharina II. auf diesem Gebiet unternahm, waren bescheidene Anfänge gewesen, die sich ausschließlich auf die Hauptstadt beschränkten.

Orloffscher Schulverein und Tobias Voth

Mit der Gründung des „Orloffschen Schulvereins“ im Jahre 1820 begann das mennonitische Schulwesen in Russland eine klare pädagogische Ausrichtung und festere Organisationsformen anzunehmen. Für die von diesem Verein ins Leben gerufene „Christliche Vereinsschule“ in Orloff wurde als Lehrer Tobias Voth aus Graudenz/Westpreußen gewonnen. Dies war ein tüchtiger und erfahrener Lehrer, ein tief gläubiger Mennonit. Geboren in Brenkenhofswalde-Franztal in der Mark Brandenburg als Sohn eines mennonitischen Predigers, war er bereits mit 16 Jahren in seinem Geburtsort Lehrer geworden; von der königlichpreussischen Regierung wurde er zum Kantor und Schullehrer in Königsberg bestellt. Da es ihn aber wieder zu den Mennoniten zog, entschloss er sich, eine freigewordene Lehrerstelle an der Bürgerschule zu Graudenz anzunehmen. Obwohl er dort eine sehr geachtete Stellung mit einem für die damalige Zeit hohen Einkommen hatte, entschloss er sich, den Ruf an die neueröffnete Vereinsschule in



Erstes Halbstädter Zentralschulgebäude, erbaut 1835

Orloff anzunehmen, weil diese Schule eine „besonders wahrhafte christliche Tendenz“ haben sollte.

Tobias Voth wurde der Begründer des mennonitischen Bildungswesens in Russland. Über die Wirksamkeit seiner Tätigkeit berichtet der damalige Älteste der Orloff Gemeinde Bernhard Fast: „Man kann die Schüler unter Abwesenheit des Lehrers beobachten, und man findet sie still, ruhig und eingekehrt. Wenn die Kinder aus der Schule kommen, sind sie größtenteils ernsthaft und so, dass man Besserung an ihnen sieht. Der Lehrer hält noch eine Abendstunde von sechs Uhr an, die oft bis neun Uhr dauert, und wo Erwachsene von überall zusammenkommen. [...] Und wohl ein jeder, wie wir gehört haben, geht mit einem Herzen für die Schule nach Hause“ (Friesen). In der Kolonie waren aber nicht alle von der neuen Schule so angetan wie der Älteste B. Fast. Schon sehr bald nach Beginn der Tätigkeit von T. Voth beschwerte sich ein Teil der Orloff Gemeinde bei den Ältesten in der preußischen Heimat unter anderem auch über die Vereinsschule. Aus einem Schreiben von B. Fast „an die Ältesten, Lehrer und Brüder in Christo in Preußen“, geht hervor, dass man überhaupt bezweifelte, dass T. Voth Mennonit sei. Diese Zweifel dürften daher rühren, dass er in Graudenz an einer staatlichen Schule tätig gewesen war. Manche Gegner der Schule, auch aus dem weiten Umkreis, haben dann ihre Vorurteile nach einem Besuch in der Schule revidiert, „Indem sie bekennen, wie man doch früher so ganz ungerecht geurteilt habe“. In der Gemeinde Orloff aber spaltete sich ein Teil von der Gemeinde ab, und einer der Gründe war der Streit um die Vereinsschule. Schon damals also zeigte sich das Misstrauen gegen Neuerungen im Bildungswesen, was in der Geschichte der Mennoniten ja so oft zu schwerwiegenden Streitigkeiten und Spaltungen, ja zu Abwanderungen ganzer Gruppen geführt hat – Erscheinungen, über die dann häufig schon die nachfolgende Generation verständnislos den Kopf geschüttelt hat. Die Entwicklung zu einem geordneten Bildungssystem konnte trotz der Rückschläge nicht mehr aufgehalten werden. Im Jahre 1831 gründete T. Voth in Schönwiese/Chortitza eine private Fortbildungsschule, die sich aber nicht lange halten konnte. Seine Gedanken über Erziehung hat er in einem „Memorandum“ niedergelegt, welches die Vorstellungen einer christlichen Erziehung widerspiegelt: „Es gibt so rohe und gefühllose Gemüter unter den Kindern, dass ernstliches Betragen, scharfe Verweise, dringende Ermahnungen und gute Beispiele auf sie nicht wirken: solche Kinder müssen körperlich gezüchtigt werden nach der Lehre der Heiligen Schrift (Sirach 30, 12)... Über solche Kinder, die so behandelt werden müssen, bin ich zu gelinde gewesen und mache mir darüber auch selbst Vorwürfe.“ Und in der Tat: ein Teil der Schwierigkeiten, die T. Voth mit den verantwortlichen Männern des Schulwesens bekam, hatte in seiner „gelinden“ Behandlung ungehorsamer Kinder ihre Ursache. Johann Cornies, der der maßgebliche Mann bei der Gründung des Schulvereins und seiner Tätigkeit war, drängte in T. Voth: „Männlich, männlich muss man Schule halten!“

Die Tätigkeit von T. Voth beschränkte sich nicht allein auf die Schule und die „erbaulichen Abendstunden“. Er hielt auch Missionsstunden ab und gründete einen „Leseverein“, der sich um die Verbreitung „guter christlicher und belehrender Schriften“ bemühte.

Nach dem Vorbild der Orloff Vereinsschulen entstanden wenig später ähnliche Schulen in Gnadenfeld/Rudnerweide und auch in der Altkolonie. Die Schule in Rudnerweide erfreute sich eines besonders guten Rufes, so dass auch russische Adlige ihre Kinder dorthin schickten. Die Vereinsschulen wirkten sich auch später auf das Niveau des übrigen Schulwesens positiv aus, denn die Absolventen der Vereinsschulen waren die künftigen Lehrer an den Dorfschulen.



Lehrer Heinrich Heese

Der Nachfolger von T. Voth, Heinrich Heese, führte die russische Sprache als Unterrichtsfach mit Erfolg in den Schulen ein, weil man erkannt hatte, wie wichtig die Kenntnis der Landessprache für den Umgang mit den russischen Behörden war.

Der Orloff Schulverein hatte eine Altersversorgung für die Lehrer eingerichtet, was damals ein Novum und eine große soziale Leistung war. Die Bedeutung dieses Vereins lag vor allem darin, dass er nicht allein für die Mennoniten in Russland richtungweisend wurde, sondern später auch für Mennoniten in Nordamerika, die aus Russland eingewandert waren, beim Aufbau ihres Schulwesens als Vorbild diente.

Zentralschule

Um die gleiche Zeit, nämlich im Jahre 1835, entstand in Halbstadt ein anderer Schultyp, die sogenannte Zentralschule. Während durch die Vereinsschule eine weiterführende Fortbildungsschule ausschließlich aus der Initiative der Mennoniten, namentlich durch den Einsatz von Johann Cornies, entstanden war, wurde die Halbstädter Gebietsschule auf Geheiß der staatlichen Kolonieverwaltung gegründet. Allgemein wurde sie „Zentralschule“ genannt, weil sie im Zentrum des Halbstädter Gebietes lag. Die eigentliche Bestimmung dieser Schule war die Heranbildung der künftigen Dorfschullehrer und – offenbar besonders wichtig – von Kanzleipersonal mit guten russischen Sprachkenntnissen. In dieser Schule sollten „vorwiegend Waisen und Kinder armer Leute mit guten Fähigkeiten auf Kosten der Gemeinden lernen; diese nannte man daher Gemeindegöglinge.“ Aber auch andere Eltern durften ihre Kinder auf eigene Kosten in diese Schule schicken. Den Gemeindegöglingen wurden in den ersten Jahren auf Gemeindegeldern Unterkunft und Verpflegung (in den Häusern der Lehrer) und Bekleidung zur Verfügung gestellt. Später bekamen sie Stipendien, welche zurückgezahlt werden mussten. Außerdem mussten diese Schüler sich verpflichten, für ein festgesetztes

Gehalt den Gemeinden so lange zu dienen, wie sie die Zentralschule besucht hatten.

Ein Novum für die mennonitischen Schulen war, dass an dieser Schule neben den mennonitischen Lehrern ein russischer Lehrer unterrichtete; dieser war nur für den Russischunterricht zuständig, während die mennonitischen Lehrer alle anderen Fächer in deutscher Sprache lehrten. An Niveau und Einsatz der Lehrer war diese Schule zunächst den Vereinsschulen unterlegen. Die Entstehung der Halbstädter Zentralschule zeigt, dass sich der russische Staat allmählich für das Schulwesen der deutschen Einwanderer zu interessieren begann. Dies ist sicher in Zusammenhang zu bringen mit der von der russischen Regierung um diese Zeit begonnen Nationalitätenpolitik, womit unverkennbar der „Russische Geist“ stärker in die nicht-russische Bevölkerung getragen werden sollte. Auf das Mennonitentum in Russland haben sich diese Bestrebungen aber nicht weiter ausgewirkt.

Nach dem Vorbild der Halbstädter Zentralschule wurde im Jahre 1842 eine solche unter gleichen Bedingungen in Chortitza gegründet. Hier wirkte der Lehrer Heinrich Heese. Seine Tätigkeit war für das mennonitische Schulwesen eine sehr nachhaltige. Er hat sich vor allem mit dem Projekt eines Lehrerinstitutes hervorgetan. Auch wenn die Zeit dafür noch nicht gekommen war, so war dieser Gedanke in den folgenden Jahren nicht verschwunden. Mit der Gründung der Chortitzaer Zentralschule hatte H. Heese sich das Ziel gesetzt, dieser ein höheres Niveau zu geben als die Halbstädter damals noch hatte. Seine Vorstellung von Erziehung und Ausbildung in einem künftigen Lehrerinstitut, aber auch in der Zentralschule, hat H. Heese in einer Reihe von Regeln zusammengefasst, von welchen hier einige aufgeführt werden sollen, weil sie uns einen guten Eindruck vermitteln können von den pädagogischen Ansichten jener Zeit:

„1. dürfen die Knaben nicht unter zehn Jahre alt sein, solche, die schon fähig sind, ihre Fassungskraft zu entwickeln; auch müssen sie einige Vorübungen im Lesen, Schreiben und Rechnen besitzen.

2. müssen sie gesund, vorzüglich am Verstande, Gehör, Gesicht, Brust und Lunge sein, weil aus ihnen fähige Schulmänner für die Gemeinde anwachsen sollen und weil Kosten und Mühe an ihnen nicht verschwendet werden dürfen; eine gute Anlage zum Singen hat an diesen Knaben auch einen ganz vorzüglichen Wert.

3. ist jeder Knabe zu versehen mit einer Bibel, Rechentafel, Steingriffel, Papier, Schreibfeder, Federmesser, Tintenfaß, drei Leuchtern, drei Lichtscheren, überhaupt den nötigen Lichtern und Federdose zur Aufbewahrung aller Apparate; eine russische Grammatik, Tusche und Tinte werden ihm vom Lehrer verschafft.

4. würde es sehr anständig sein, wenn alle Knaben ganz gleich gekleidet wären; auch muss jeder mit einem Feierkleide und sechs Hemden versehen sein, der Bereinigung wegen.

5. Zur Ausbesserung der zerrissenen Kleidungsstücke und Hemden sollen die Knaben in der Folge selbst angehalten werden, so auch zu stricken wollene Strümp-

fe, wozu ihnen dann Näh- und Strickzeug mit den nötigen Materialien anzuschaffen sein werden.“

Die Gründung der Zentralschule zu Chortitza war das letzte wichtige Ereignis im mennonitischen Schulwesen der ersten Periode. Damit war die Grundlage geschaffen für eine erfolversprechende weitere Entwicklung, die maßgeblich durch die Reformen von Johann Cornies bestimmt wurden.

Damit beginnt die zweite Periode des mennonitischen Bildungswesens in Russland.

Reformierung und systematischer Ausbau des Bildungswesens

Sie wurde entscheidend geprägt von J. Cornies, einem der bedeutendsten Männer des Mennonitentums in Russland.

Bereits mit 28 Jahren war er von der russischen Regierung zum „Bevollmächtigten aller Mennoniten in Russland“ ernannt worden, später, im Jahre 1843, wurde dem bereits bestehenden „Verein zur Erhöhung und Gewerbebetreibung“, zu dessen Vorsitzenden J. Cornies von der russischen Regierung „auf Lebenszeit“ bestimmt worden war, durch behördliche Urkunde auch



Neues Halbstädter Zentralschulgebäude, erbaut 1895

das gesamte Schulwesen in der Molotschna-Ansiedlung unterstellt. Die vollständige Bezeichnung des Vereins lautete jetzt: „Verein zur förderbaren Verbreitung des Gehölz-, Garten- und Weinbaus und die Erhöhung der Landwirtschaft und Gewerbe und Erhöhung des Schulwesens.“ – „So wurde dieser Verein nach Art freier Akademien mit starker ausführender Gewalt das eigentliche umfassende Kultur-Departement sämtlicher Mennoniten Russlands“ Und J. Cornies war seine treibende Kraft.

Die Frage nach der Erziehung der Jugend unter den Einwanderern war bereits im „Kolonialstatut“, jenem Dokument, welches die Ansiedlung in Russland regelte, angesprochen. Danach sollten die „lutherischen Pastoren, die katholischen Pater und die geistlichen Lehrer der Mennoniten eine sorgfältige Aufsicht über die religiös-sittliche Erziehung in der Schule und außerhalb derselben führen“. Eine einheitliche Verwaltung der Schulen und eine alle Schulen betreffende Vorstellung über den zu lernenden Stoff und die Erziehung gab es nicht. Erst als dem Landwirtschaftlichen Verein unter J. Cornies von Staats wegen zunächst an der Molotschna, dann auch in der Chortitza-Ansiedlung die Verant-

wortung übertragen worden war, entstand in den Mennoniten-Kolonien eine einheitliche Schulverwaltung.

Zu den ersten Maßnahmen des Vereins gehörte die Einführung eines einheitlichen qualifizierten Lehrerexamens, welches J. Cornies zusammen mit dem Kirchenkonvent abnahm. Auf diese Weise wurde das Niveau des Bildungsstandes der Lehrer und der Schüler wesentlich gehoben und vereinheitlicht. Ohne Zustimmung von J. Cornies durfte kein Lehrer eingestellt und kein Lehrerwechsel vorgenommen werden. Es sei denn, dass dadurch „irgendwelche Verbesserung vorzusehen war“.

Der Schulbesuch der Schüler war bislang sehr unregelmäßig gewesen. Um diesem Übel abzuhelfen, „wurden Versäumnislisten eingeführt. Die Listen über Anwesenheit und Abwesenheit wurden monatlich an den Verein eingesandt. Für unbegründete Schulversäumnisse wurden die Eltern mit Geld oder anderen Strafen (Gemeindearbeit) belegt.“ Schulpflichtig war jedes Kind vom sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahr. Damit war unter den Mennoniten in Russland praktisch die allgemeine Schulpflicht eingeführt, auch wenn sie erst später offiziell durchgesetzt wurde.

Wie fortschrittlich diese Maßnahmen waren, kann



In der ehemaligen Halbstädter Zentralschule wurde 2004 das 200-jährige Jubiläum der Molotschnaer Ansiedlung gefeiert.

man nur ermessen, wenn man bedenkt, dass in Russland erst nach dem Oktoberumsturz von 1917 die allgemeine vierjährige Schulpflicht proklamiert wurde, die aber erst Ende der zwanziger Jahre durchgesetzt werden konnte.

Die Molotschna-Siedlung wurde in sechs Schulbezirke eingeteilt. Mit Hilfe von zwei gewählten Lehrern für jeden Schulbezirk führte der Verein regelmäßig Schulinspektionen und Beratungen der Lehrer durch. Für die Schulen erarbeitete der Verein einen einheitlichen und verbindlichen Stoff- und Stundenplan. Die wichtigsten Unterrichtsfächer waren: Lesen; Bibellesen („mit richtiger Betonung“); Rechtschreiben; Rechnen (die vier Grundrechenarten und Brüche); Kopfrechnen; Singen „nach Ziffern aus dem Kirchengesangbuch“; deutsche Sprache; Auswendiglernen; Geographie; biblische Geschichten.

Die Schulgebäude mussten einheitlich nach Bauplänen errichtet werden, die J. Cornies bzw. der Verein ausgearbeitet hatten. Dies erklärt auch, warum in den mennonitischen Dörfern alle Schulen sich so sehr ähnelten. Im Unterschied zu den Wohnhäusern standen die Schulgebäude stets parallel zur Straße, in der Dorf-

mitte, so dass man, wenn man durch ein mennonitisches Dorf fuhr, sogleich die Schule erkennen konnte.

Seine Vorstellung von Erziehung und Bildung hat J. Cornies in 88 „Allgemeinen Regeln über Unterricht und Behandlung der Schulkinder für Schullehrer des Molotschnaer Mennonitenbezirks“ zusammengefasst. Nach Ansicht von Prof. Leonhard Froese entstammen diese Regeln „zum großen Teil den Grundgedanken der deutschen klassischen Pädagogik“. J. Cornies muss diese also eingehend studiert haben. Schließlich sorgte er auch dafür, dass die Lehrer ein angemessenes festes einheitliches Gehalt erhielten. Die Kulturreform von J. Cornies fand auch bei der russischen Regierung höchste Anerkennung: Mit persönlicher Genehmigung des Zaren Nikolaus I. berief das Gelehrtenkomitee des Ministeriums der Reichsdomänen in Petersburg Johann Cornies zu seinem korrespondierenden Mitglied.

Molotschnaer Schulrat

Tätigkeit und Wirksamkeit des Landwirtschaftlichen Vereins waren auf dem Gebiet des Schulwesens in besonders starkem Maße von der Person des Vorsitzenden abhängig. So kam es, dass mit dem Tode von J. Cornies (1848) der Verein allmählich seine durchsetzende Kraft verlor; schon der übernächste Vorsitzende bat darum, von der Verantwortung für das Schulwesen entbunden zu werden. Eine Gruppe von Lehrern wandte sich darauf an die zuständige staatliche Behörde mit dem Vorschlag, einen „Molotschnaer Mennoniten Schulrat“ gründen zu dürfen, welcher die Aufgaben des Landwirtschaftlichen Vereins im Bereich der Bildung übernehmen sollte. Dieser Schulrat entstand 1869; er setzte sich aus Lehrern und Predigern zusammen. Die Zeit, in welcher die mennonitischen Schulräte tätig waren, (in Chortitza entstand wenig später ein solcher nach dem Molotschnaer Vorbild) war die fruchtbarste Periode im mennonitischen Bildungswesen in Russland. „Es war ein ununterbrochenes reges und freudiges Lernen, Schaffen und Vorwärtstreben seitens der meisten Lehrer“ (Friesen). 1881 wurde die bisher autonome mennonitische Schulverwaltung offiziell aufgelöst und in das Ministerium für Volksbildung eingegliedert. Damit setzte eine verstärkte Russifizierung der deutschen Schulen ein. Alle Fächer, außer Religion und Deutsch, mussten in russischer Sprache unterrichtet werden. Das mennonitische Bildungswesen und seine Verwaltung hatten sich inzwischen so gefestigt, dass die mennonitischen Schulräte praktisch bis zum Ende des Jahrhunderts ihre Tätigkeit fortsetzen konnten, im Unterschied zu den Schulen in den „Kolonistendörfern“. In den Dorfschulen waren ausschließlich mennonitische Lehrer tätig; an den weiterführenden Schulen musste zwar ein russischer Lehrer orthodoxen Bekenntnisses angestellt sein, die übrigen Lehrer aber waren Mennoniten. Auf Anordnung des Ministeriums für Volksbildung wurde die sechsjährige Schulpflicht der Mennoniten allerdings um zwei Jahre gekürzt, weil die russische Grundschule, soweit es sie damals überhaupt gab, nur vier Jahre umfasste.

„Von 1896 bis 1910 war die Institution (der Schulräte – G.H.) ein langsames, aber unaufhaltsames Absterben, und nun ist sie endgültig tot, für immer. [...] Nun gilt es, in anderer Weise und unter anderen gesetzlichen Normen für die heilige Sache tätig zu sein.“ Und man kann sagen, dass es auch unter den ungünstigeren Bedingungen gelungen ist, bis zum Oktoberumsturz im Jahre 1917 ein im mennonitischen Glauben verankertes Bildungswesen zu erhalten, ja noch weiter auszubauen.

Als weiterführende Bildungsanstalt war in den dreißiger Jahren des 19. Jh. die Zentralschule gegründet worden. Nach diesem Vorbild entstanden auch in den Tochterkolonien Zentralschulen. Das Niveau war im Laufe der Jahre ständig gestiegen. Immer dringender wurde indes die Forderung nach qualifizierten Lehrern auch für die Dorfschulen.

Bereits Heinrich Heese hatte ja bei der Gründung der Zentralschule zu Chortitza auf die dringende Notwendigkeit eines Lehrer Instituts hingewiesen. Aber erst im Jahre 1878 war es so weit: An der Zentralschule zu Halbstadt wurde ein „zweijähriger Kursus für Lehreraspiranten“ eingerichtet. In allen drei Molotschnaer Zentralschulen wählte man zwölf Kandidaten aus, die den ersten Jahrgang dieser Lehrerbildungsanstalt bildeten. Zu gleicher Zeit wurde die Neuhalbstädter Dorfschule zu einer Musterschule umgestaltet. An dieser Schule erhielten die zukünftigen Lehrer ihren praktischen Unterricht: Sie wohnten den Unterrichtsstunden erfahrener Lehrer bei und hielten selber Probestunden unter Anleitung und Aufsicht der zuständigen Lehrer.

Ausbildung von Lehrern

Die weiterführende Schule, besonders die Lehrerbildungsanstalt, hatte für die Mennoniten eine weit größere Bedeutung als für die anderen deutschen Ansiedlungen. Dies wird besonders deutlich in einer Stellungnahme des Molotschnaer Kirchenkonvents, die abgegeben wurde, als die russischen Behörden den mennonitischen „Kursus für Lehreraspiranten“ auch für die benachbarte lutherische Ansiedlung Prischib zugänglich machen wollten. „Die Mennoniten können nicht anders, als die Bestätigung eines Lehrerseminars zu bitten, [...] weil in diesen Schulen nicht nur unsere Schullehrer, welche zugleich die Religionslehrer unserer Kinder sein sollen, sondern auch unsere Prediger und Seelsorger ausgebildet werden sollen. Alle Schulen unter uns müssen auf entschiedenem Glaubensbekenntnis stehen, dass die Zöglinge in denselben eine Bildung erhalten können, wodurch sie befähigt werden, dem Amte eines Predigers und Kirchenältesten vorstehen zu können, weil die Personen zu diesen Ämtern nach unserer Verfassung und laut der Heiligen Schrift aus dem Volke gewählt werden.“

Die Mennoniten in Russland betrachteten also die Schule im Unterschied zu den Lutheranern und Katholiken nicht nur als Stätte der Vermittlung von allgemeiner Bildung; hier wurden auch die leitenden Männer für geistliche, kulturelle und wirtschaftliche Aufgaben ausgebildet. Die Schule erreichte somit den gesamten Lebensbereich einer kulturell autonomen Volks- und

Glaubensgemeinschaft. Dementsprechend war auch der Lehrer viel enger als anderswo mit der Glaubensgemeinschaft verwoben. Und gerade dies hatte sich im Leben der Mennoniten in Russland in der Folgezeit als ein Bollwerk gegen zersetzende Einflüsse von außen erwiesen.

In Chortitza wurde 1890 eine „Lehrerbildungsanstalt“ an der Zentralschule gegründet. Die Halbstädter und die Chortitzaer Lehrerbildungsanstalten „versorgten“ sämtliche mennonitische Ansiedlungen mit Lehrern.

Wie in den Dorfschulen so wurden auch in den Zentralschulen Jungen und Mädchen zusammen erzogen. In mennonitischen Kreisen nahm niemand Anstoß an der Koedukation, wohl aber die russischen Behörden: 1870 verboten sie den gemeinsamen Schulbesuch von Jungen und Mädchen an den Zentralschulen „als für die Sittlichkeit gefährlich“, in Wirklichkeit aber „nur, weil dies in Russland nicht üblich war“. Es musste nun also eine Möglichkeit geschaffen werden, um auch den Mädchen eine weiterführende Bildung vermitteln zu können. Die erste Mädchenschule entstand aus der Privatinitiative des Vorsitzenden des mennonitischen Schulrats Andreas Voth in seinem Haus zu Halbstadt. Die erste Lehrerin war eine Herrnhuterin aus Königfeld in Deutschland. Aus dieser Privatschule entwickelte sich im Laufe der Jahre eine Lehranstalt, welche den Anforderungen der russischen staatlichen Mädchengymnasien voll entsprach. Der Verein, welcher Träger dieser Schule war, entwickelte sie zu einem Lehrerinnen-Institut. Wenig später entstand auch



Das kurz vor dem ersten Weltkrieg erbaute Schulgebäude in Nikolai-pol (Ansiedlung Jasykowo) erfüllt auch 2004 seinen Zweck

in Chortitza eine Mädchenschule. Sie verdankte ihre Gründung wiederum einer privaten Initiative, welche sich mit den Namen Heinrich Epp, Wallmann, Klasesen und Thiessen verbindet. Diese Schule erwarb sich bald den Ruf „eines allgemeinen Kulturfaktors der Mennonitengemeinden in Russland“. Im Gebäude der Chortitzaer Mädchenschule wurde später von den sowjetischen Behörden das „Pädagogische Technikum“ eingerichtet.

Nach den politischen Unruhen von 1905 schwächten sich die Russifizierungstendenzen der Regierung etwas ab.

Die Mennoniten in Russland nahmen die sich bietenden Möglichkeiten zur Weiterentwicklung ihres Bildungssystems wahr, indem sie private Schulvereine gründeten, welche die Aufgaben der ehemaligen mennonitischen Schulräte, die mit so viel Erfolg für das Bildungswesen gewirkt hatten, übernahmen. Diese Schulvereine gründeten neben den bereits bestehenden höheren Mädchenschulen nach 1905 auch welche in New-York, in Orloff und in Gandenfeld; andere Mädchenschulen waren im Entstehen.

Die wichtigste Neugründung dieser Zeit war aber die Kommerzschnule in Halbstadt. Im Jahre 1907 bildete sich in der Molotschna-Ansiedlung der „Mennonitische Schulverein“ eigens zum Zwecke der Gründung eines mennonitischen Gymnasiums (für Jungen), das es bisher noch nirgendwo gab. Das Ministerium für Volksbildung machte dem Schulverein jedoch Auflagen, welche die Vorstellung der Mennoniten von ihrer gewünschten Schule stark einschränkten.

Kommerzschnule

So entschloss man sich, eine „Kommerzschnule“ zu gründen, denn diese war dem Handelsministerium unterstellt, und dieses gewährte einen weit größeren Spielraum. In das Programm der Schule mussten allerdings zusätzlich zu den für ein Realgymnasium obligatorischen Fächern „spezielle handelswissenschaftliche Fächer“ in das Lehrprogramm aufgenommen werden. Um mit diesem erweiterten Lehrprogramm fertig zu werden, wurde ein zusätzliches Schuljahr eingeführt. Außerdem gab es noch eine „Vorklasse“, die den Absolventen der Zentralschulen den Anschluss an die Oberschnule ermöglichte. Die „Kommerzschnule des Mennonitischen Bildungsvereins“, wie sie offiziell hieß, war den staatlichen Kommerz- und Realschulen gleichgestellt, und der erfolgreiche Abschluss berechnigte, wie die Abschlüsse jener, zum Eintritt in die Universität. So besaßen die Mennoniten in Russland mit den Dorfschulen, den weiterführenden Zentralschulen und (zweijährigen) Lehrerseminaren, den Mädchenschulen und der Kommerzschnule ein eigenes, geschlossenes Schulsystem. Dieses wurde sowohl den russischen staatlichen als auch den mennonitischen geistlich-kulturellen Bedürfnissen gerecht. Was jetzt noch fehlte war ein vierjähriges Lehrerseminar, wo die Ausbildung



Schulmuseum in Nikolaipol, 2004

künftiger Lehrer auf einem höheren Niveau nach Anforderungen der modernen Pädagogik erfolgen sollte. Dieses Vorhaben aber konnte durch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges nicht mehr verwirklicht werden.

Der Krieg bewirkte in Russland eine starke Antipathie gegen alles Deutsche. Alle mennonitischen Schul- und Bildungsvereine wurden aufgelöst, die staatliche Kontrolle wurde verschärft. Im Jahre 1915 erging eine Verfügung, wonach alle deutschen Lehrer aus dem Schuldienst zu entlassen seien. Durchgeführt wurde diese Bestimmung jedoch kaum. Abgesehen von Einzelfällen verlief der Unterricht an den mennonitischen Schulen während des Krieges trotz ständigen Misstrauens der russischen Behörden ganz normal.

Ein russischer Schulinspektor berichtete nach Besuch einer mennonitischen Zentralschule auf der Krim: „Die Antworten der Schüler aus der Geschichte Russlands waren kurz und nicht immer richtig. [...] Besser kannten sie die Geschichte des Altertums. [...] Man muss aus allem schließen, dass die mennonitische Zentralschule eine Sektenschule ist, in welcher der Geist L.Tolstojs herrscht [Gemeint ist hier die Lehre Tolstojs vom Widerstehen gegen das Übel, die er aus der Bergpredigt Jesu entwickelt hatte – G.H.]. Die Mennoniten betrachten ihre Schule als ihr Eigentum und sind unzufrieden mit jeder Kontrolle.“ Drei Lehrer dieser Schule wurden daraufhin aus dem Schuldienst entlassen.

Mit Ausgang des Ersten Weltkrieges und den darauf folgenden politischen, sozialen und wirtschaftlichen Wirren fand die Weiterentwicklung des mennonitischen Bildungswesens ihr Ende; der Niedergang begann dann in den zwanziger Jahren.

Dr. Gerhard Hildebrandt

Im Herbst 1904 erschien das Mennonitische Jahrbuch 1903 – das erste der Jahrbücher dieser Art. Es wurde herausgegeben von Heinrich Dirks, dem Ältesten der Gnadenfelder Mennonitengemeinde, und enthält 144 Seiten. Das 100-jährige Jubiläum des Jahrbuches nehmen wir zum Anlass, einen Einblick in die zu jener Zeit noch heile Welt des russischen Mennonitentums zu machen, das sich damals auf dem Höhepunkt seines Bestehens in Russland befand.

Die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1903 unter uns Mennoniten

von Prediger H. Janzen (leicht gekürzt)

... Was nun die speziellen Ereignisse des Berichtsjahres betrifft, so können wir auch hierüber nicht viel mitteilen – wegen Mangel an Daten. Zunächst fragen wir dabei wohl nach dem Ergebnis der Ernte, die im Jahr 1903 in den verschiedenen Gegenden, in welchen Mennoniten wohnen, sehr verschieden ausgefallen ist. Während es z.B. in Chortitza und Umgegend allgemein gut war, hatte Sagradowka eine recht schwache und die Orenburger Ansiedlung eine Mißernte. Laut Nachricht aus *Chortitza* gab die Ernte daselbst in der ganzen Wolost durchschnittlich pro Dess.: Roggen 45, Winterweizen 50, Sommerweizen 60, Hafer 91, Gerste 83, Hirse 30, Welschkorn 91 Pud. Kartoffeln wurden 225 Pud von der Dess. geerntet. Dagegen variiert das Ernteergebnis in der *Orloffter Wolost* (Sagradowka) zwischen 20-40 P. Hafer, 30-60 P. Gerste pro Dess.; Kartoffeln ergaben 100-200 Pud pro Dessjatine.

Die Bezirke *Halbstadt* und *Gnadenfeld* an der Molotschna hatten durchschnittlich eine etwas weniger gute Ernte als Chortitza, doch bedeutend besser als Sagradowka, was auch für die meisten anderen Gebiete zutrifft. Die weitläufige Krim indessen weist alle Nuancen von einer guten Ernte bis zu vollem Misswachs auf, wobei diesmal nicht wie gewöhnlich der *Perekoper Kreis* am schlimmsten dran ist. Auf der neuen *Orenburger Ansiedlung* von der Molotschna her hat die Missernte eine Unterstützung aus den Mutterkolonien nötig gemacht, und zwar sollen es besonders 2 Dörfer sein, die derselben dringend benötigen.

Für das *Terek-Gebiet* belebt sich die Hoffnung je mehr und mehr, und wenn die Verlosung des noch zu besiedelnden Landes am Terek wegen eines noch zu geringen Ernteertrags daselbst bis zum nächsten Jahre hat aufgeschoben werden müssen, so liegt das, wie glaubwürdige Augenzeugen berichten, nicht an der Bodenbeschaffenheit und den Klimaverhältnissen im Berichtsjahre, sondern vielmehr an der Bearbeitung der Felder. Wer seinen Acker ordentlich behandelte und alles rechtzeitig besorgte, hat eine gute Ernte erzielt; wer aber aus Gründen der Armut oder aus welchen auch immer seiner Acker schlecht besorgte oder etwa zu spät mit der Aussaat fertig wurde, hatte eine Missernte. – Eine drohende Gefahr für die Zukunft sind die vielen Feldmäuse, die sich zur Zeit dort sehen lassen und Schaden tun.

Seit einigen Jahren, besonders seit dem Niedergang der Weizenpreise, ist man allorts mehr oder weniger bestrebt, den *Ackerbau* zu heben, indem man fleißig forscht, was zu dieser Hebung dienlich ist, und es in Anwendung bringt. Voran gehen hierin die Chortitzer Kolonien, wovon schon die vielen umfangreichen Fabriken zur Herstellung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte Zeugnis ablegen. Doch auch die Molotschnaer geben sich Mühe, und Sagradowka folgt nach. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass dasselbe nicht auch andernorts der Fall ist; nur liegen uns darüber keine speziellen Berichte vor wie über die drei genannten Orte. Dass es sich mit Pflügen und Brachen jedoch niemand schwerer macht als die Krimer, ist ja allgemein bekannt, und eben im Schwarzbrachen besteht zur Zeit das bekanntlich Wesentliche einer Verbesserung des Ackerbaues. Ferner ist für diesen entschieden von großem Nutzen gewesen, dass man die Bedeutung der lockeren, feinkörnigen Oberfläche des Ackers, der die Haarröhrenziehung und damit die Ausdünstung der Feuchtigkeit aus dem Acker verhindert, kennen gelernt hat und diese Kenntnis nach Möglichkeit verwertet. Zu dieser Erkenntnis hat nicht wenig die „Odessaer Zeitung“ beigetragen, was hier nicht unerwähnt bleiben darf, wenn wir der Redaktion derselben Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen. Das erwähnte Blatt hat uns in Fragen der Landwirtschaft schon manchen guten Dienst geleistet und tut es noch, so dass es sich dadurch allen empfiehlt, die nicht zu stolz dazu sind, aus anderer Leute Erfahrungen gute Lehren zu schöpfen.

Zur Landwirtschaft gehört an zweiter Stelle die *Viehzucht*, und fast hat es den Anschein, als könne sie sich in absehbarer Zeit gar zur ersten Stelle aufschwingen. Nähere Angaben über Viehzucht liegen uns vor von Chortitza, Gnadenfeld und Sagradowka. Die Pferdezucht wird hier mit Sorgfalt gebessert; jährlich finden Ausstellungen von Zuchthengsten statt, und so veranlassen Vorteil und Konkurrenz die Dorfgemeinden, darnach zu trachten, dass sie gute, marktfähige „Ware“ auszustellen haben. Hierzu trägt nicht wenig die Tätigkeit der *landwirtschaftlichen Vereine* bei. Auch die Hebung der Rinderzucht verdankt derselben viel, indem die Vereine, wo solche bestehen, die Ankäufe und Einführung guter Zuchtstiere vermitteln.

Durch dieses Mittel, d.h. durch die Einführung guter Rassetiere aus dem Auslande zur Veredlung der eige-

nen Zucht, ist in den Chortitzer und Molotschnaer Kolonien auch die Rinderzucht schon wesentlich gebessert, während die Orloffter Wolost im Gouv. Chersson sich im großen ganzen noch immer nicht entschließen kann, ausländische Rassistiere bei sich einzuführen. Der Chortitzaer Viehbestand betrug zum 1. Jan. 1904 im ganzen Bezirk, der 435 Vollwirtschaften zu 65 Dess. umfasst, 5455 Arbeits- und 2348 junge Pferde (zusammen 7803), 97 Zuchttiere, 3537 Kühe und 3383 Stück Jungvieh, zusammen 7017 Rinder.

In der Gnadenfelder Wolost an der Molotschna fand am 3. April des Berichtsjahres eine Ausstellung *jährlicher Fohlen* statt, wo von 79 Stück überhaupt 42 Preise erhielten, und zwar 3 den ersten, 9 den zweiten und 5 den dritten. Verkauft wurden im Laufe des Jahres 4 Zuchthengste, und zwar in Großweide zwei für 525 Rbl., in Mariawohl einer für 235 Rbl. und in Landskrone einer für 325 Rbl. – Am 13. Oktbr. wurden die *Zuchthengste* bei der Wolost zusammengebracht und klassifiziert, wobei 10 als zur ersten, 8 zur zweiten und 1 zur dritten Klasse anerkannt wurden. – Zugleich wurden 2 Kronshengste „Berkut“ und „Bayron“ vorgeführt, um durchs Los zu bestimmen, welche Dörfer dieselben zunächst bekommen sollten. Dies Glück hatten Gnadenfeld (Bayron) und Konteniusfeld (Berkut), von wo sie nach bestimmter Zeit weiter wandern sollen. Auch Privathengste wurden zur Ausstellung gebracht, und wurden 22 derselben zur zweiten und 11 zur dritten Klasse gezählt. Im Geldwerte wurden sie auf 200 bis 400 Rbl. geschätzt.

Leider hat die Vieh- und besonders die Pferdezucht gegen ein Übel zu kämpfen, welches kolossalen Schaden anrichtet, ohne dass man bis jetzt irgend welche Aussicht hätte, dasselbe abstellen zu können. Das ist der *Diebstahl*, der im Berichtsjahr einigenorts solche Dimensionen angenommen hat, dass es einem darüber bange werden möchte. So wurden in der Orloffter Wolost trotz aller noch so angestrengten Maßnahmen (Wachen, Stallverschlüsse, Hoflaternen) 36 Pferde gestohlen, meist mit Einbruch, wobei Wagen, Pferdegeschirr und sonstige Sachen im Werte von ca. 1000 Rbl. mitgingen. Schlimmer noch sieht es damit an der Molotschna, besonders in der Gnadenfelder Wolost, aus, wo trotz aller bis zur Unmöglichkeit gesteigerten Vorsichtsmaßnahmen das Übel, statt zu schwinden, sich noch verschlimmerte. Nicht anders steht es auch in den umliegenden russischen Wolosten, ja fast im ganzen

Berdjansker Kreise, so dass die Polizeibehörde – wie aus einem Zirkular des Herrn Isprawnik vom 22. Septbr. hervorgeht – vermutet, es müsse *hier in unserer Gegend* eine wohlorganisierte Diebsbande bestehen. Denn so nur lässt sich die gänzliche Erfolgslosigkeit aller Maßnahmen gegen das viele Stehlen erklären. Das soll doch wohl heißen, dass die Diebe mit den hiesigen Ortsverhältnissen und einzelnen Höfen genau bekannt sein müssen. In dem erwähnten Zirkular werden daher nochmals alle möglichen Maßregeln zum Schluss gegen Diebstahl vorgeschrieben, aber wieder vergeblich, wie aus einer späteren Zuschrift der Polizei an die Wolostämter hervorgeht. In einer solchen vom 15. Dez. heißt es nämlich, dass fast *allnächtlich Diebstähle* vorkommen.

Verhältnismäßig wenig ist die Chortitzer Wolost von Dieben heimgesucht worden. Nur drei Ansiedler haben daselbst zusammen 5 Pferde mit Geschirr und 2 Wagen durch Diebstahl eingebüßt. Acht bis zehn Dörfer haben dort *Pferde- und Hornviehversicherung* unter sich gegen Diebstahl eingeführt, was man natürlich gut heißen muss. Pferdeversicherungen finden übrigens schon an mehreren Orten statt.

Indessen hat Chortitza mit einem noch schlimmeren Feinde, dem „*roten Hahne*“, außergewöhnlich viel zu tun gehabt. Besonders heimgesucht wurden die Dörfer Kronswaide, Neuenburg, Schöneberg, die Nikolaipoler Wolost und Grünfeld im Werchnedneprowskschen Kreise. Es gab an 142 Personen 198141 Rbl. 23 Kop. Entschädigung auszuführen, was 1.50 Kop. Vom Hundert beträgt, während sonst durchschnittlich nur 50 Kop. Vom Hundert gezahlt wurden. Zur Chortitzer Versicherungsgesellschaft gehören auch alle von Ansiedlern auf Pacht- und eigenem Lande gegründeten Kolonien und Ökonomien, die aus der Chortitzer Wolost hervorgegangen sind. Die Versicherungssumme betrug zu Neujahr 1904 13,177,311 Rbl. Eine vortreff-

Franz & Schröder, Halbstadt, Gouv. Taurien.
Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen.



Als Spezialität baut die Fabrik:
Drehmaschinen mit Göpelbetrieb
für 3, 4, 6, 8 und 10 Pferdekraft, sowie
Mähmaschinen,
Pflüge, 1- und mehrschichtige, Trillpflüge, Gartenpflüge (Saltivator), Breitjäcmaschinen mit auherem Schräpparat, Reihensäemaschinen (Trill.), Häckelmaschinen in 3 Größen für Göpel- u. Handbetrieb, Maisrebbler, Särotmühlen, Strohbreitungsmaschinen (als hydraulische Pressen, Walzen, Sämpfannen, Strohgänge etc.), Dachstuhlpressen in 2 Größen, Loosnetmaschinen nebst Loosnetmaschinen, Walzen für Windmühlen in drei Größen, Holzbearbeitungsmaschinen, Wäschmangeln, Gitter, Grabmonumente u. Kreuze, Herd- u. Ofen-Platten etc.
Ausführliche Preisliste auf Verlangen gratis und franco.

Werbeanzeige im Mennonitischen Jahrbuch 1903

liche Einrichtung ist das Versicherungswesen allerorts. Doch dürfte es sich zum allgemeinen Vorteil eignen, wenn große, kostspielige, über das gewöhnliche Bauerngehöft weit hinausragende Geschäfts-, Fabriks-, Gesellschafts- und dergleichen Bauten nicht in die koloniale gegenseitige Versicherungskommune aufgenommen, sondern bei auswärtigen Gesellschaften durch Erwerbung von Policen versichert würden.

Es ist erfreulich, wenn eine besonders gute Einrichtung allgemeine Verbreitung findet, wie bei der Feuerversicherung. Schade, dass dies nicht auch bei einer anderen trefflichen Einrichtung bereits der Fall ist! Eine solche hat die Chortitzer Wolost und deren Filiale in der Waisenkasse, und die ist hier gemeint. Wer die schleppenden, oft unkontrollierbaren und daher nicht selten Misstrauen erweckenden und regelwidrigen Erledigungen der Waisenkassangelegenheiten in den Kolonien vor Einführung der gegenwärtigen strengen Kontrolle dieser Angelegenheiten kennt, der wird diese Einrichtung zu schätzen wissen. Wie aus dem jüngsten Rechenschaftsbericht über den Stand der Waisenkasse hervorgeht, sind die Kapitalien derselben in drei Klassen geteilt, und zwar in *Waisen-, Rentner- und Reservekapitalien*. Diese wiesen zum 1. Mai 1902 in der angedeuteten Reihenfolge einen Kassenbestand von 1,031,374 Rbl. 09 Kop. + 471,134 Rbl. 55 Kop. + 228,688 R. 54 K., zusammen 1,731,197 Rbl. 18 Kop., auf. Dazu wurden im Rechnungsjahre neue Einlagen gemacht: 213,857 R. 13 K. + 96,436 R. 60 K. + 9116 R. 78 K., zus. 319,410 Rbl. 51 K. An Zinsen wurden, immer in derselben Reihenfolge, hinzugezählt: 51,567 R. 70 K. + 23,556 R. 73 K. + 11,348 R. 66 K., zus. 86,473 Rbl. 09 K. Ausgezahlt wurden von diesen Kapitalien im Rechnungsjahre: an mündig gewordene Erben 281,178 R. 60 K., an Rentempfänger (alte Eheleute, Witwer und Witwen) 142,089 R. 27 K., und vom Reservekapital 7298 R. 60 Kop., zus. 430,566 Rbl. 47 Kop. Folglich verblieben zum 1. Mai 1903 folgende Kassenbestände: 1,015,620 R. 32 K. + 449,038 R. 61 K. + 241,855 R. 38 K., zus. 1,706,514 R. 31 Kop.

Über die Verwendung des Reservekapitals gibt die Abrechnung folgenden Aufschluss: Im Rechnungsjahre wurden 4500 Rbl. der Zentralschule überwiesen, 2400 Rbl. als Gage der Waisenvorsteher, 135 Rbl. 35 K. für Kanzleibedürfnisse, 143 Rbl. 25 K. zur Unterhaltung des Postfuhrwerkes und 120 Rbl. als Wächterlohn verausgabt. Gebildet wird das Reservekapital aus 2% von den ausgezahlten Kapitalien, 1% der sechsprozentigen Darlehen, den Einnahmen für Vermögensversteigerungen, Schuldumschreibungen und Erteilung von Teilungsbescheinigungen und den Zinsen des vorhandenen Reservekapitals.

So ist die Waisenkasse ein wahrer Segen für die Beteiligten: nicht nur, dass die Waisen ihr Erbe rechtzeitig und unverkürzt erhalten und alte, nicht mehr erwerbsfähige Leute ihre Kapitalien zu regelmäßiger, sicherer Rente anlegen können; sondern in dem Reservekapital kommt sie dem ganzen Bezirke zu gute und vermindert die Besteuerung desselben.

Dies letztere kann indessen auch durch andere gemeinschaftliche Einnahmequellen, wo solche vorhan-

den sind, erreicht werden. Manche Dörfer wie auch ganze Bezirke haben das Glück, derartige Quellen zu besitzen. Die Bezirke Halbstadt und Gnadenfeld haben eine in der jüngsten, sechzig Faden breiten Zuteilung vom Salztransportwege als Pachtartikel, woraus im Gnadenfelder Bezirk bereits die Mittel zur Erbauung zweier Brücken über die Juschanlee, einer Lehrerwohnung, eines Feldscherhauses und anderer Einrichtungen geflossen sind. Unlängst ist vom Gnadenfelder Wolostschod beschlossen worden, den Dorfgemeinden je 25 Rbl. einmal und ferner 10 Rbl. jährlich für jedes Dorf aus derselben Quelle zu russisch-deutschen Schulbibliotheken zu bewilligen. Für den Rest der Einnahmen sollen Zuchtstiere gekauft werden.

Auch die Orloffter Wolost hat einen Pachtartikel als gemeinschaftliche Einnahmequelle, wenn auch nur eine etwas bescheidene. Er besteht aus den 270 Dess. Landes, die bei der inneren Bemessung des Gebiets als überzählig aus den Dorfsplänen ausgeschieden wurden und einen jährlichen Ertrag von ca. 2000 Rbl. abwerfen. Natürlich kann der Bezirk diese sehr wohl brauchen, und vielmehr dazu: hat er doch in Neu-Schönsee eine Zentralschule mit drei Lehrern zu unterhalten, einen Wolostarzt (gegenwärtig Dr. Hermann Meder) zu honorieren und Mithilfe zur Gründung zweier Pacht-dörfer zu gewähren, worin einige seiner Landlosen sich etabliert haben. Diese Dörfer heißen Alexandrowka und Werowka, sind auf 12 jährige Pachtdauer, von 1903 gerechnet, 60 Werst von den Mutterkolonien entfernt, auf dem Lande des Gutsbesizers Pießarew am Dneprufer angesiedelt und bestehen zusammen aus 40 Wirtschaften.

Was die äußere Erscheinung der Kolonien der Orloffter Wolost betrifft, so geben dieselben den älteren, aus denen sie hervorgegangen, nichts mehr nach und haben die Unzulänglichkeiten einer neuen Ansiedlung längst überwunden. Mit ihren hübschen Gärten und den schönen, zu beiden Seiten der Straße befindlichen mit Pfosten versehenen Bürgersteigen machen sie den Eindruck frischen Lebens und behaglicher Wohlhabenheit. Das Wolostdorf Tiege macht mit seinem Wolostgebäude, dem seit 1900 daselbst bestehenden Postamte, der Apotheke, vier großen Läden, einem Holzhoft, einer großen, dreistöckigen Dampfmühle und der Bruderkirche am südlichen Ende des Dorfes besonders den Eindruck weit geförderter Entwicklung. – Unter den Halbwirtschaftsdörfern werden ja freilich auch solche sein, die, für sich allein betrachtet, noch nicht den günstigen Eindruck machen, welchen das Gesamtbild der Kolonien oder gar der Vollwirtschaftsdörfer im Besonderen macht; doch schwindet der ungünstige Eindruck auch hier je mehr und mehr.

Ein Besuch Se. Excellenz des Herrn Gouverneurs von Chersson in Begleitung mehrerer Gouvernementsbeamten und des Landvogts Welitschkowsky brachte eine erfreuliche Abwechslung in das Wolostleben; um so erfreulicher, da der hohe Besuch nach längerer umständlicher Revision der Bezirksverwaltung dieser seine volle Zufriedenheit ausdrückte. Nach der Revision wurde beim Wolostschreiber Herrn Bernh. Fast diniert, während vor den offenen Fenstern des Speisezimmers

ein gemischter, 36 Mann starker Sängerkhor deutsche und russische patriotische Lieder vortrug. Nach der Tafel besuchte Se. Excellenz noch eine Pferde- und Rinderausstellung im Wolosthofe, wo auch landwirtschaftliche Geräte und Maschinen örtlicher Fabrikation ausgestellt waren.

Es wurde schon weiter oben erwähnt, dass die Tätigkeit der landwirtschaftlichen Vereine nicht wenig zur Hebung der Landwirtschaft, besonders der Viehzucht, beiträgt. Und dasselbe gilt auch zur Aufrechterhaltung und Hebung der Ordnung bei und in den Ansiedlungen. Durch aufmerksame Besichtigung derselben und Bekanntmachung des Ergebnisses dieser Besichtigungen in den Dörfern werden die Bewohner aufgemuntert, ihr möglichstes zu tun, um nicht zu weit in den Hintergrund gestellt zu werden. Das Ergebnis einer solchen Besichtigung in der Gnadenfelder Wolost im Berichtsjahr war folgendes: Es wurde in 2 Dörfern alles

ausgezeichnet gefunden, in 7 alles gut, in 6 alles zufriedenstellend. Zu wünschen lassen übrig in 2 Dörfern die Zäune, in 2 die Wälder, in 2 der Kirchhof, in 1 Dorfe der Bürgersteig, in 1 Zäune und Wälder, in 1 Wälder und Kirchhof, in 1 Gärten, Wälder und Kirchhof, und in 1 Dorfe ist alles nicht so gut wie früher. – Welche Dörfer zu den verschiedenen Kategorien gehören, darüber „schweigt des Sängers Höflichkeit“. Doch finden wir solche Bekanntmachung von seiten der landwirtschaftlichen Vereine in ihren Bezirken ganz in der Ordnung, zumal bei uns Mennoniten, die wir uns leider nur zu gern vor der öffentlichen Kritik verbergen, um den „alten Menschen“ zu schonen.

Erklärungen:

1 Pud = 16,38 kg

1 Dessjatine = 10.925 m², etwa 1,1 Hektar

1 Werst = 1,0668 km

Im Jahre 1890, auf dem Höhepunkt der mennonitischen Geschichte in Russland, wurde die Ansiedlung Neu-Samara im späteren Gebiet Orenburg gegründet. Drei Jahrzehnte später erreichte die Geschichte der Mennoniten in Russland ihren Tiefpunkt. Bernhard Bergen als letzter Ältester der Mennoniten-Brüdergemeinde in Pleschanowo vor 1929 erlebte beides.



Über meinen Vater Bernhard Bergen

Er war Prediger und Evangelist, Schüler und Lehrer einer Bibelschule, Diakon und Gehilfe und danach selbst Ältester einer Mennoniten-Brüdergemeinde und Vater von sieben Kindern.

Bernhard Bergen ist am 24. März 1884 geboren. Er wuchs in einer christlichen, kinderreichen Familie auf und war ein starker Junge, der schon früh seinem Vater im Stall und auf dem Land helfen musste. In seinem jungen Leben wurde er zum garstigen Gassenbengel und kam einige Male in Todesgefahr.

Beim Getreidemähen zum Beispiel, hatte der Vater einen jungen, starken Mann zum Helfen angenommen. Da die Jungs es mögen, untereinander ihre Kraft zu messen, maß Bernhard sich mit dem Fremden. Doch der Fremde war stärker und warf ihn auf den Strohaufen, in dem eine Heugabel steckte. Diese spießte ihn unter dem Schulterblatt durch, so dass sie dicht am Hals zu spüren war. Sein ältester Bruder zog sie ihm mit Gewalt heraus und Bernhard ging langsam zu Fuß nach Hause. Unterwegs traf ihn sein Vater. Der fuhr nach der Arbeit die Pferde wechseln und nahm ihn gleich mit, um ihn zum Arzt zu bringen. So wurde er auch bald gesund.

Ein anderes Mal fuhr er mit dem Wasserwagen. Die Pferde waren gut gefüttert, doch plötzlich wurden sie geängstigt und fingen an zu laufen. Er verlor den Halt und fiel zwischen den Wagen und eine Ziegelwand und wurde sehr schwer gequetscht.

Dann kamen seine Dienstjahre. Weil die Mennoniten keinen Wehrdienst leisteten, mussten die jungen Männer für drei Jahre in den Forsteidienst (Arbeitsdienst). Dort im Forsteidienst konnte er sich aufrichtig zum Herrn bekehren, und nahm auch gleich seine Familie ins Gebet.

Als er nach Hause kam, wurde er bald darauf – im Jahre 1909 – mit seinen drei Schwestern im Fluss getauft und in die Mennoniten-Brüdergemeinde aufgenommen. Einige Jahre später kamen auch seine Eltern dazu und die ganze Familie wurde eines Geistes und eines Sinnes.

Im Jahre 1910 fuhr Bernhard für zwei Jahre nach Deutschland, um die Bibel zu studieren und sich auf den Dienst des Evangeliums vorzubereiten.

Dann kam es, dass er Anna Thiessen, eine gläubige Schwester im Herrn, heiratete. Sie gründeten ihren eigenen Hausstand und zogen in ihre Wirtschaft. Als aber der Krieg im Herbst 1914 ausbrach, wurde er in

den Arbeitsdienst eingezogen, in den Wald nach Koldubanowka. Er hatte aber doch die Möglichkeit, die Familie zu besuchen. Seine Frau hatte in dieser Zeit Kriegsgefangene aus Österreich aufgenommen, die ihr halfen, den Hof zu versorgen. Im Jahre 1917 kam er frei. In dieser Zeit wurden ihnen zwei Kinder geboren. Sie fingen wieder an zu wirtschaften, aber die Revolution brachte ihnen viel Schweres. 1921 gab es eine furchtbare Missernte in ganz Russland und das brachte eine schreckliche Hungersnot mit sich.

Im Herbst desselben Jahres, es war schon kalt, kam eines Abends eine Bande Baschkiren, um sich scheinbar aufzuwärmen. Doch dann überfielen sie die Eltern und nahmen ihnen alles weg, was noch zu Essen da war, auch alles Vieh aus dem Stall. Sie steckten die Eltern in den Keller und legten einen Hauklotz auf die Kellerluke. Diener hatte unser Vater nicht, er machte alles selbst, nur die Mutter hatte ein fremdes Mädchen, das ihr im Hause half. Dieses Mädchen und unsere älteste Schwester Erna, sie war sieben Jahre alt, rollten dann auf Papas Rufen hin den Hauklotz von der Kellerluke. Sie sollten zuerst die Stalltüre zumachen, damit es nicht so sehr auskühlte, denn in der Gegend war es im Winter sehr kalt. Unsere Eltern hatten auf dem Land der Großeltern Thiessen ein Chutor gebaut. Da holte der Vater gleich Hilfe von den Verwandten und sie ritten den Baschkiren nach. So bekamen sie noch fast alles zurück, außer einer Stute, die die Bande schon geschlachtet hatte.

Danach zogen sie zu Vaters Vater nach Pleschanowo. Als Folge der großen Hungersnot breitete sich Typhus sehr stark aus. Die Krankheit forderte sehr viele Menschenleben. 1922 starben beide Bergens Großeltern. In dem Haus, wo die Großeltern gelebt hatten, wohnte der Vater mit seiner Familie zwei Jahre lang.

Als unser Vater im Jahre 1912 aus Deutschland zurückgekommen war, wurde er bald darauf als Evangelist ordiniert und seitdem hatte er jede Taufe durchgeführt und auch seine jüngste Schwester, unsere Tante Suse, mit 15 Jahren getauft. Er arbeitete auch sehr viel mit der Jugend, fuhr in den Dörfern herum und gestaltete Jugendstunden.

Als es ihm in Pleschanowo nun zu unruhig wurde, kaufte er sich in Kaltan eine Wirtschaft, wo dann auch ich, der jüngste Sohn, Franz, geboren wurde.

Abram Martens, der als Lehrer und Prediger noch aus Südrussland stammte, war Ältester der Mennoniten-Brüdergemeinde und als er alt und schwach war, wurde unserem Vater die Leitung der Gemeinde übergeben. Als dann die Auswanderungszeit nach Amerika kam, sagte unser Vater zu seinen Schwestern, dass er die Herde nicht allein lassen könne. Er wolle nicht ein Mietling sein, der davon liefe, wenn der Wolf käme. So blieb er bis zum Jahre 1929.

Als die rote Flut (Kommunisten) alles überschwemmte, die Gebetshäuser zugemacht wurden und aufs Strengste verboten wurde, sich in den Häusern zu versammeln, wurden sie sich mit seiner Frau einig auch auszuwandern. Er würde voraus fahren, um die Papiere zu machen und eine Woche später würde seine Familie nachkommen. Als es bei der Eisenbahnstati-

on Sorotschinsk für uns gefährlich wurde, fuhr dann Papas Cousin Bernhard Pankratz auf die andere Seite zur Station, mit der Familie auf dem Leiterwagen, der voll Stroh gepackt war. Das war eine Strecke von 80 Kilometern und spät im Herbst gab es schon tüchtigen Frost.

In Moskau angekommen, saß die Mutter da und wusste nicht weiter. Plötzlich sah mein Bruder Ernst Tante Suse und Onkel Nikolaj Enns vorbeigehen, die konnten Mutter dann helfen. Papa hatte ihr da schon eine Wohnung verschafft. Papa hatte schon alles fertig, da hielt auf der Straße neben ihm plötzlich ein „Tschornij Woron“ (Schwarze Krähe), ein Auto der Geheimpolizei. Die Hände wurden ihm auf den Rücken gebunden, mit dem Knie wurde ihm in den Hintern ein Schlag verpasst und so war er weg. Von meiner Mutter verlangten sie, dass sie ein Dokument unterschrieb, dass sie sich von ihrem Mann lossagt, dann hätte sie fahren können. Die Billette waren bereit. Das aber tat die Mutter nicht und so wurde sie in den Viehwagen gesteckt und zurück nach Samara geschickt.

Nach vier Jahren, 1933, kam Vater als Krüppel zurück. In der Verbannung hatte er sich ein Bein gebrochen. Auf dem Nachhauseweg musste er, weil es mit den Transportmöglichkeiten schlecht bestellt war, 300 Kilometer zu Fuß gehen, im Winter und nur mit dem Handschlittchen ausgestattet. Die Mutter war schon sehr schwach, sie litt an Tuberkulose und gutes Essen gab es nicht. Im Sommer 1933 hütete der Vater Schafe. Im Herbst, als es mit Mutter immer schlechter wurde, hatte Vater in den Fensterrahmen ein Loch gebohrt, um von Zeit zu Zeit frische Luft für Mutter hereinzulassen (daran kann ich mich noch gut erinnern). Aber es war ihm nicht vergönnt seine Frau zu beerdigen, denn er wurde wieder eingesperrt, er saß in Sorotschinsk, 70 Kilometer entfernt. Dann fuhr Papas älteste Schwester, unsere Tante Maria, ins Gefängnis und bat die Beamten, anstelle von Vater ins Gefängnis gesteckt zu werden, damit er nach Hause fahren konnte, um seine Frau zu begraben. Aber das wurde nicht erlaubt.

Als Mama im Februar 1934 gestorben war, nahmen mich Voths auf und als mein Vater 1938 nach Hause kam, war ich wieder mit den Meinen zusammen. Vom Februar 1938 bis zum Juli 1938 war er zu Hause, dann wurde er wieder eingesperrt und weiter war nichts von ihm zu hören, bis wir hier in Deutschland waren. Die kommunistische Idee zerfiel. Dann wurde im Rajon das Archiv aufgetan, wo die geheimen Dokumente aufbewahrt wurden. Da kam zum Vorschein, dass er unschuldig im Gefängnis gesessen hatte und am 3. Tage erschossen worden war. Er lebte vom 24.03.1884 bis Juli 1938.

Kleiner Nachtrag: Das zweite Mal wurde Papa am 24. Januar 1934 verhaftet und drei Wochen später starb Mama.

Ein Brief, den Papa 1929 an meine Tante Justina, seine Schwester, in Kanada geschrieben hat:

Kaltan, den 25. Juni 1929.

Guten Tag, Ihr Lieben dort in der weiten Ferne. Wir ersehen aus Euren Briefen, daß es Euch dort gut geht und wir freuen uns mit Euch. Gerne möchten wir mal

bei Euch reinschauen, aber auch in Eure Versammlungen. Wir können unsere Versammlungen auch noch nach alter Art halten, aber wie lange, ist nicht zu wissen. (Schon im Herbst desselben Jahres wurde das Bethaus zugemacht.) Ja, wir können es ahnen, die Zügel werden immer steifer gezogen. Viele von den Brüdern, welche eine führende Stellung einnahmen, sind bereits verschickt, eingesperrt und so weiter. Aus der Stadt Samara allein sind acht oder neun Brüder nach den verschiedenen Einöden Russlands verschickt. Der Herr wird ja dort für sie Arbeit finden. Etliche nach dem hohen Norden, auch nach dem fernen Osten, ja bis zur finnischen Grenze, auch in die kalte sumpfige Taiga soll noch Leben gebracht werden. Unlängst bekam ich einen Brief von Bruder Kliewer, dem Leiter der russischen Gemeinde, in der Stadt Samara, der bis jetzt noch übrig geblieben war. Daß er verhaftet sei und ins Gefängnis geworfen. Die Lage der Gläubigen wird in nächster Zukunft eine sehr bedrängte werden. Wir rechnen auch mit allem, aber wir sind in Gottes Hand. Ich denke oft an die Psalmen 1 und 2. Möchten wir uns bewähren und ein Licht sein, das da scheint zur rechten Zeit und am rechten Ort. Die Gemeinde wird zubereitet. Der Glaube ist wohl da, aber er hat sich noch nicht bewährt. Und dies sind Proben auf die Echtheit desselben. Und wenn der Herr uns würdigt,

jetzt schon in den Bewährungstiegel gelegt zu werden, dann sind wir ihm Dank schuldig. Aber wir werden es erst noch lernen müssen. Der Verkläger der Brüder (Offenbarung 12) tut noch sein Werk. Aber bald wird die Gemeinde Gottes jene himmlischen Regionen einnehmen, von wo dann der Satan auf die Erde geworfen wird. Jesus sieht es schon von Ferne, so auch Johannes 12,31. Wir haben nach keinen Zeichen auszuschaun. Das Kommen Jesu für seine Gemeinde kann in jedem Augenblick geschehen. Vielleicht will der Herr uns auf diesem unserem Posten noch lassen. Zwar fühle ich mich schwach und unvollkommen in dieser bedrängten Zeit, und wenn der Herr uns würdigt, jetzt hier in unserer Arbeit zu bleiben, dann wollen wir uns beugen und dankbar mitleiden. Der teure Herr gebe uns die nötige Kraft dazu.

So weit der Brief. Und der Herr hat seinen Knecht gewürdigt der Leiden Christi viel auf sich zu nehmen. Der Apostel Petrus sagt von den Leiden in 1.Petrus 4,12-13: „Ihr Lieben, lasset euch die Hitze, so euch begegnet, nicht befremden, die euch widerfähret, dass ihr versucht werdet, als widerführe euch etwas Seltsames, sondern freuet euch, daß ihr mit Christo leidet, auf dass ihr auch zur Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit Freude und Wonne haben möget.“

Franz Bergen

Unsere Autoren

Johannes Dyck ist Mitglied in der Mennoniten-Brüdergemeinde in Lemgo und seit 2003 Vorsitzender des Vereins zur Erforschung und Pflege des Kulturerbes des russlanddeutschen Mennonitentums.

Dr. Georg Hildebrandt leitete bis 2002 die Mennonitengemeinde in Göttingen und war Gründungsvorsitzender des Vereins zur Erforschung und Pflege des Kulturerbes des russlanddeutschen Mennonitentums.

Franz Bergen ist Mitglied in der christlichen Baptistengemeinde in Swisttal.

Bildnachweis

P. M. Friesen, *Die Alt-Evangelische Mennonitische Bruderschaft in Rußland (1789-1910) im Rahmen der mennonitischen Gesamtgeschichte*, Nachdruck der Originalausgabe von 1911 im Mecke Verlag, Duderstadt, 1991: Seite 9, 12, 13, 14

Mennonitisches Jahrbuch 1903, Druck von H. Lenzmann, Groß-Tokmak, 1905: Seite 19

Neu Samara am Tock (1890-2003), Warendorf, 2003: Seite 21

Die Taufgesinnten Gemeinden, Verlag Heinrich Schneider, Karlsruhe, 1931: Seite 3

Piet Visser, *Spuren von Menno*, Kämpers-Verlag, Hamburg, 1996: Seite 4

Familienarchiv von Johannes Dyck: Seiten 1, 15, 16, 17

Herzliche Einladung

Wir laden zu einer Veranstaltung in der August-Hermann-Francke-Schule, Georgstr. 24, Detmold, am 8. April 2005 um 19:00 Uhr und am 9. April 2005 um 10:00 Uhr ein. Auf dem Programm stehen Vorträge über die Geschichte und Kultur unserer Glaubensgemeinschaft. Voraussichtlich wird u.a. Dr. Peter Letkemann aus Winnipeg, Kanada, einen Vortrag über das Ziffernsystem halten.

Schildern Sie uns Ihre Erinnerungen aus dem Glaubens- und Gemeindeleben in der Sowjetunion; schreiben Sie uns über die Geschichte der Deutschen in Russland; teilen Sie uns Ihre Fragen mit!

Unsere Anschrift: Rückblick, Postfach 0726, 32637 Lemgo

Konto für Spenden: Sparkasse Donnersberg (BLZ 540 519 90), Konto-Nr. 100 205 483

An der Ausgabe haben gearbeitet: Johann Driedger, Johannes Dyck (verantw.), Peter Koop und Eugen Reimer.

Im Verein zur Erforschung und Pflege des Kulturerbes des russlanddeutschen Mennonitentums wird der Glaube als bedeutendster und unentbehrlicher Teil des mennonitischen Kulturgutes gesehen. Bestätigt wird das durch eine ganze Reihe von Büchern, die vom Verein veröffentlicht wurden. Sie beginnt mit einer Neuauflage eines der wichtigsten Bücher zum Thema – „Die Alt-Evangelische Mennonitische Bruderschaft in Russland (1789-1910) im Rahmen der mennonitischen Gesamtgeschichte“ von P.M. Friesen und setzt sich in Büchern wie „Aber wo sollen wir hin“ mit Briefen unserer Geschwister aus der Verbannung und Haft fort.

Diese Zeitschrift ist aus dem Interesse an der eigenen Geschichte hervorgegangen. Unser Anliegen ist es, den Blick zurück, weit über die Grenzen unserer eigenen Generation richten – bis hin zu den Täufern des 16. Jahrhunderts. Auch die Geschichte der eng verwandten Glaubensgemeinschaften möchten wir nicht aus dem Auge verlieren.

Umgang mit Geschichte birgt viel Segen, sowohl für einzelne Personen als auch für ganze Gemeinden. Geschichte könnte man zum Thema eines Geschichtsabendes, ja sogar eines ganzen Geschichtswochenendes machen. Wir helfen Ihnen gerne dabei – beim Planen und in der Durchführung.

Diese Schrift erscheint halbjährlich. Wenn Sie diese Zeitschrift gelesen haben, zeigen Sie sie Ihren Freunden und Bekannten – die könnten ja auch an Geschichte interessiert sein!

Diese Zeitschrift wird über ein Abonnement vertrieben. Deshalb möchten wir Sie bitten, diese Schrift selbst zu abonnieren und sie weiter zu empfehlen. Dazu dient das Formular unten auf dieser Seite. Kopieren Sie einfach diese Seite, füllen Sie das Formular aus und senden Sie es unterschrieben an uns.

Ich bestelle

ich bestelle für mich ich verschenke

Ausgaben Juni und November 2005 (bzw. 2 Ausgaben pro Jahr im Falle einer unbefristeten Bestellung) für 6 EUR inkl. Versand*.

Das unbefristete Abonnement zu den oben genannten Bedingungen verlängert sich um ein weiteres Jahr, wenn ich nicht 6 Wochen vor Bezugsjahresende gekündigt habe.

unbefristet befristet (für 2005)

Name _____ Vorname _____

Straße _____

PLZ _____ Ort _____

Land _____

Tel. für Rückfragen _____ E-Mail _____

Datum, Unterschrift _____

Adresse des Beschenkten

Name _____ Vorname _____

Straße _____

PLZ _____ Ort _____

Bitte überweisen Sie den Betrag auf das Konto 164152 Sparkasse Lemgo (BLZ 482 501 10), Begünstigter: Verein zur Erforschung, oder wählen Sie Bankeinzug als Zahlungsform:

Ich möchte sämtliche Bezüge bequem per Bankeinzug zahlen

BLZ _____

Bank _____

Konto-Nr. _____ Konto-Inhaber _____

Datum, Unterschrift _____

Bitte dieses Formular unterschrieben an Rückblick, Postfach 0726, 32637 Lemgo senden. Falls Sie nicht per Bankeinzug zahlen möchten, fügen sie bitte eine Kopie Ihrer Banküberweisung bei.

* Versand innerhalb Deutschlands. Ein Jahresabonnement mit Versand außerhalb Deutschlands kostet 7 EUR. Versand erfolgt auf dem Landwege.